Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben
unter
Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.
XXVIII. Jahrgang. 12. Band.

Die Kunstreiterin.

Roman

von

E. Cressieux,
Verf. v. „Aus dem High-life.“

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 12. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Die Kunstreiterin.

Roman

von

C. Cressieux.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Erstes Kapitel.

Des Commandanten Enthüllungen.

„Was ich Dir heute, lieber Neffe, mittheile", so hörte Isabella ihren Vetter im Nebenzimmer lesen, „ruht seit Jahren als Geheimniß in meiner Brust. Ich beging vielleicht damit ein großes Unrecht, doch jeder Mensch hat seine Schwäche. Die Meine besteht in der Furcht vor dem möglichen Verlust des theuersten Kleinodes, das ich auf Erden besitze. Doch jetzt, wo Isabella in Kürze Deine Gattin wird, darf ich als rechtlicher Mann nicht länger zögern, mein Geheimniß zu offenbaren.

Du warst noch nicht geboren, Theobald, als ich meine reiche Gattin heimführte. Es war dies eine liebeleere, aber sonst zufriedene Ehe. Die Schuld meiner Gattin war es nicht, daß sie mir nie mehr als

eine treue Gehülfin im Leben wurde, denn sie besaß das vortrefflichste beste Herz, das mich wohl mehr liebte, als ich verdiente. Vielleicht hätte sie jeden andern Mann recht glücklich gemacht. Ich hatte sie aber nur aus Convenienz geheirathet, und unsere Charaktere paßten wenig für einander. Vielleicht trug auch der Umstand, daß wir kinderlos blieben, zu meiner Gleichgültigkeit bei, möglich auch, daß er sie noch steigerte.

Bei dem Regimente, in welchem ich diente, hatte ich einen Jugendfreund, dessen Eltern mit den meinen seit Jahren befreundet gewesen waren. Oskar Hörwald und ich liebten uns wie Brüder. Dein Vater, Theobald, stand mir ferner als Oskar, denn Zeit und Verhältnisse hatten uns Brüder frühzeitig getrennt, uns einander entfremdet. Ich hörte jahrelang nichts von Deinem Vater, der nach Amerika gegangen war, um dort ein Glück zu suchen, das er weder hier noch dort fand. Oskar hingegen sah ich täglich und verkehrte durch Jahre mit ihm.

Es gehört nicht hierher, Dir die näheren Details dieser Freundschaft auseinanderzusetzen. Es sei Dir genug, wenn ich Dir sage, daß man uns im Regimente Orest und Pylades nannte, was wir auch waren. Auf Wunsch eines reichen Onkels in Baiern, den Oskar einst beerben sollte, quittirte er den Dienst, um zu dem

reichen Grundbesitzer zu ziehen. Wir mußten uns trennen, aber unsere gegenseitigen Briefe bildeten unsern Trost.

So verflossen die Jahre. Ich war in Wien in Garnison und längst verheirathet, als ich von Oskar einen Brief erhielt, in welchem er mir mittheilte, daß sein Onkel gestorben und er dessen Universalerbe geworden sei. Zugleich gab er mir bekannt, daß er selbst im Begriff stehe, sich zu verheirathen. Trotzdem dieser Brief meines Freundes die alte Herzlichkeit gegen mich athmete, entging mir doch ein Zug des Geheimnißvollen nicht, welcher denselben durchwehte. Dies war auch der Fall mit allen nachfolgenden Briefen, die mir seine stattgehabte Vermählung und endlich die Geburt eines Kindes anzeigten. Den Familiennamen seiner Frau verschwieg er, und theilte mir nur mit, daß er dieselbe auf einer Reise kennen gelernt.

Ich schrieb ihm hierüber, und erhielt zur Antwort, daß er mir vorläufig noch den Namen seiner Gattin verschweigen müsse, indem dieselbe, als die Tochter eines stolzen Aristokraten, ihre Ehe mit einem Bürgerlichen noch zu verheimlichen gezwungen sei. Sobald Zeit und Umstände eine Eröffnung gestatten würden, schrieb Oskar, solle ich der Erste sein, dem Alles mitgetheilt werde. Es war das erste Geheimniß, das

mein Freund vor mir hatte, und ich kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, daß es von großer Wichtigkeit sein müsse, wenn er es selbst mir nicht anvertraute. Seine Briefe athmeten das Glück seiner Ehe. Den Grundbesitz seines Onkels verkaufte er und lebte nun zurückgezogen in München. Er gab mir nach einiger Zeit bekannt, daß seine Frau zu ihren Angehörigen gereist sei, da ihr Vater schwer erkrankt und daß er ihr dahin zu folgen beabsichtige, da nun Alles klar in seiner Ehe werden solle. Er bedauerte, mich nicht in der Nähe zu haben, um mir sein kleines Mädchen anvertrauen zu können, das noch zu klein sei, um eine Reise zu unternehmen und welches er während seiner kurzen Abwesenheit in einen sicheren Kostort geben wolle. Ich erwartete nun, längere Zeit keinerlei Nachrichten zu erhalten; wie staunte ich daher, als schon in den nächsten Tagen ein Brief anlangte, dessen an mich gerichtete Adresse zwar eine andere Handschrift trug, in welchem aber von Oskar's Hand die wenigen Worte mit Anstrengung geschrieben standen, die ich Dir beilege und die also lauteten:

„ „Eile so schnell Du kannst zu mir, ich bin schwer erkrankt; ich fürchte, meine Tage sind gezählt. Mein armes Kind! — Sollte ich ein Opfer der giftigen Seuche werden, die hier ausgebrochen, dann nimm

meine Kleine zu Dir, sie ist bei Frau Bard in Kost, und bringe sie zu ihrer armen Mutter, die ich grüße. Meine Gattin ist die Tochter des . . . .“ “. Der folgende Name ist so undeutlich geschrieben, wie Du selbst sehen wirst, daß kein Mensch ihn enträthseln konnte. Offenbar hatte den Schwerkranken die Kraft verlassen, die Feder ordentlich zu führen, und er starb vielleicht in dem frohen Bewußtsein, sein Geheimniß mir vor dem Scheiden anvertraut zu haben.

Ich stand vor einem unenthüllten Räthsel. Wie betäubt starrte ich die Schriftzüge meines armen Freundes an. Die entsetzensvolle Thatsache, daß die Lebensthätigkeit Hörwald's gerade in dem Momente aufgehört, in welchem er mir ein Geheimniß hatte enthüllen wollen, das für sein Kind so wichtig, lähmte für einen Moment meine moralischen Kräfte. Aber noch war nicht Alles verloren, er selbst vielleicht noch am Leben, im schlimmsten Falle die Mutter des Kindes, die wohl zu erforschen war und die sich gewiß bald um ihr Kind bekümmern würde.

Diese Erwägungen gaben mir meine Hoffnungen wieder. So rasch als möglich reiste ich ab, indeß die Zeit, bis zu welcher mein Urlaub mir bewilligt wurde, war, obgleich sehr kurz, doch zu lang. Bis ich in München ankam, war mein armer Freund bereits der

Seuche erlegen, die damals in so furchtbarer Art dort wüthete. Ich fand in seiner Wohnung nur die Hausbesitzerin selbst vor, alle andern Partheien waren vor der Cholera entflohen. Die Hausfrau war jene Frau Bard, welcher mein Freund sein Kind anvertraut hatte. Sie wußte mir über die näheren Verhältnisse meines Freundes, der mit seiner Frau erst seit Kurzem bei ihr wohnte, nichts mitzutheilen, da sie sich nie über dieselben erkundigt hatte. Sie erzählte mir nur, daß vor wenigen Tagen, gleich nach dem Tode Hörwald's, ein Stiefbruder des Verstorbenen Namens Meier dagewesen sei, der das Leichenbegängniß besorgt und alle Familienpapiere an sich genommen, auch versprochen habe, in einigen Tagen wieder zu kommen, um die Kleine mitzunehmen. Ich staunte nicht wenig über diese Nachricht, da ich genau wußte, daß Oskar niemals einen Stiefbruder gehabt. Meine Vermuthung konnte aber nur die sein, daß der pseudonyme Stiefbruder ein Abgesandter von Hörwald's Gattin gewesen! Aber weshalb hatte er dann das Kind nicht gleich mit sich genommen?

Frau Bard wußte wer ich war, denn sie war es gewesen, welche die Adresse auf meinen Brief geschrieben. Noch vor seinem Tode bat Oskar Frau Bard, mir das Kind zu übergeben, im Fall ich käme, damit

ich es zu seiner Mutter brächte. Er war mithin wirklich in dem Glauben gestorben, mir den Familiennamen seiner Gattin deutlich geschrieben zu haben.

Frau Bard zeigte mir das Kind. Es war ein Mädchen von ungefähr einem halben Jahre, das in einem reinlichen Bettchen lag. Es hob die Aermchen gegen mich und lächelte mir zu und fing an zu zappeln und zu schreien. Ich nahm das Kind in meine Arme, es jauchzte mir entgegen. Ich, der ich nie ein Kind gehabt hatte, in mir erwachte plötzlich die ganze Sehnsucht nach einem solchen. Wie! Wenn ich das Kind behielte? Hatte sein Vater es mir nicht anvertraut? Aber nein, das durfte ich ja nicht; meine Pflicht war, es zu seiner mir unbekannten Mutter zu bringen!

Ich machte bei der Behörde von dem Geschehenen Anzeige, bat um Auskunft über Hörwald's Gattin, wie dessen Nachlaß; man konnte mir keine geben. Hörwald war nicht bei der Polizei eingeschrieben. Ob aus Fahrlässigkeit oder Absicht, wer vermochte mir dies zu sagen!

Ich bat um Beistand in dieser Angelegenheit. Man wies mich ab, denn man wollte sich in dieser Zeit des Schreckens und der Rathlosigkeit, die alle Gemüther bei Ausbruch der Cholera ergriffen zu haben schien, nicht auch noch mit fremden Angelegenheiten befassen,

da Hörwald's Kind nicht nach München zuständig, dort nicht geboren war. Was sollte ich thun? Der einzige Ausweg blieb mir, des räthselhaften Stiefbruders Rückkehr abzuwarten. Doch sollte ich dies hier in der Stadt des Schreckens thun, in welcher täglich so viele Opfer der entsetzlichen Seuche fielen? Konnte nicht auch das zarte, meinem Schutze anvertraute Kind davon ergriffen werden, oder ich, der es zu seiner Mutter bringen sollte? Und überdies konnte jener Herr Meier nicht ebenso gut ein Betrüger sein, der die allgemeine Verwirrung nur benutzte! All' diese Ueberlegungen bestimmten mich zu dem Entschlusse, mit der Kleinen zu meiner Gattin heimzukehren, nachdem ich Frau Bard meine genaue Adresse zurückgelassen hatte für den räthselhaften Stiefbruder, den ich selbst sehen, selbst sprechen wollte, bevor ich das arme Kind seinem Schutze anvertraute.

So kehrte ich denn heim mit der Kleinen zu meiner Gattin. Anfangs ängstigte mich der Gedanke, daß sie das Kind nicht aufnehmen würde; doch ich täuschte mich. Mit wahrhaft weiblicher Milde und Güte nahm sie sich des vater- und mutterlosen Kindes an. Von jener Zeit an knüpfte das kleine Wesen ein Band um mich und meine Gattin, das Band der Eintracht, des Vertrauens!

Es galt nun die Erforschung der Gattin meines Freundes! Aber wie, auf welchem Wege dies bewerkstelligen, da mir jeder Anhaltspunkt, jedes dazu gehörige Document fehlte? Ich scheute indessen weder Kosten noch Mühe, reiste abermals nach München zurück, nachdem jener Meier weder kam, noch etwas von sich hören ließ. Immer mehr bestärkte sich in mir der Verdacht, daß er einer jener routinirten Verbrecher war, welche sich wichtiger Documente zur Ausführung ihrer Schlechtigkeiten bemächtigen, um gelegentlich Nutzen daraus zu ziehen und ich dankte Gott, daß ich das Kind in Sicherheit gebracht! In München angekommen, fand ich das Haus der Frau Bard leer und verschlossen. Auch sie war ein Opfer der entsetzlichen Krankheit geworden und Niemand konnte mir Auskunft geben, ob vor Frau Bard's Tode ein Herr Meier nochmals bei ihr gewesen. Noch blieben mir zwei Anhaltspunkte. Der eine war, den Ort zu besuchen, wo die einstige Besitzung meines Freundes lag; der zweite, ein Aufruf in den Zeitungen, um die Mutter des Kindes aufmerksam zu machen, im Fall man ihr falsche Nachrichten hinterbracht habe.

Auf dem früheren Landgute erinnerte man sich wohl noch meines Freundes und seiner Gattin, welche er aus dem Auslande hierhergebracht. Doch er hatte

gleich darauf die Besitzung veräußert, war aus der dortigen Gegend fortgezogen, und man hatte sich nicht weiter um ihn bekümmert. Der Aufruf in mehreren Zeitungen blieb ebenso erfolglos; die Mutter des armen Kindes meldete sich nicht. Entweder war sie todt, oder sie wollte sich nicht um ihr Kind bekümmern, war vielleicht froh, dieser Sorge enthoben zu sein. Beide Fälle waren höchst traurig; der letztere, welcher ein Zeugniß der Herzlosigkeit der Mutter war, noch mehr als der erstere. Und doch, kamen solche Fälle nicht häufig vor? Ich kannte ja Hörwald's Gattin nicht, mußte daher auf Alles gefaßt sein. Nach Oskars eigenem Ausspruch war ihre beiderseitige Trauung den Angehörigen seiner Gattin verheimlicht worden; konnte sie nicht diesen Umstand benutzen, um jetzt eine ihrem Stande ebenbürtige Parthie einzugehen, bei welcher das Kind ihr lästig sein mußte? Es meldeten sich wohl Personen auf diese Zeitungsanzeige hin, jedoch bei keiner derselben trafen die hier vorliegenden Umstände zusammen und mich ergriff durch diese Anfragen neuerdings die Furcht vor speculativen, gewissenlosen Menschen, welche die mysteriöse Angelegenheit zu ihren Zwecken auszubeuten trachten könnten. Ich unterließ daher von nun an jede fernere öffentliche Anzeige, aus Furcht gezwungen zu werden, das arme, unschuldige

Wesen einem ungewissen Schicksal Preis zu geben. Nein, dazu hatten wir die Kleine bereits zu lieb und so blieb sie vorläufig bei uns.

Als gar kein Anhaltspunkt sich mir für die arme Kleine zeigte, scheute ich weder Kosten noch Mühe, das Kind für mein eigenes auszugeben. Es galt als unser Kind, ohne es zu sein, und nach dem Tode meiner Gattin bildete es meine Stütze im Leben. Nach den in ihrer Wäsche vorgefundenen Merkbuchstaben und nach dem gravirten J. in einem goldenen Kreuzchen, das sie um ihren Hals getragen, als ich sie fand, nannten wir sie Isabella. Das Kreuzchen enthielt die ferneren gravirten Worte: „„J. H. 1. Mai 1833."" Vermuthlich ist dies Isabella's Geburtstag und wir feierten ihn von da ab auch an jenem Tage.

Du warst oft Zeuge, Theobald, wenn Isabella mich befragte, bei welcher Gelegenheit sie dieses Kreuzchen erhalten. Ihre Fragen über solche Dinge setzten mich jedes Mal in unangenehme Verlegenheit. Vor ihrer Verbindung mit Dir soll sie aber Alles erfahren. Das gute Kind! Gott segne sie!

Du weißt nun, weshalb ich Eure beiderseitige Verbindung wünsche. Mein Name, den Isabella so lange unrechtmäßig geführt, soll ihr durch Dich in Wahrheit

zu Theil werden. Es ist dies ein Wunsch, den ich seit Jahren hege. Mache sie glücklich, Theobald, sie verdient es. Möge es Dir gelingen, Licht in das Dunkel ihrer Abkunft zu bringen. Die hier beiliegenden Briefe meines Freundes sollen Dir zum Anhaltspunkte dienen. Auch bist Du berechtigt, diese meine Zeilen nach Umständen zu benutzen.

Karnstein, am 10. April 18 . .

Franz Alsing."

Es wäre ein interessantes Studium gewesen, die verschiedenen Eindrücke zu erforschen, welche dieses Schreiben bei den Anwesenden hervorrief und die eiserne Ruhe zu beobachten, welche Denjenigen beherrschte, welcher dieselben hervorgerufen. Kalt, anscheinend theilnahmslos, aber in Wahrheit scharf beobachtend, übersah sein schlauer Blick die hier Versammelten, und feste Entschlossenheit zeigte sich um seine schmalen Lippen.

„Nach all' dem so eben Vernommenen ist es also an uns, Sie als den rechtmäßigen Erben ihres Onkels zu begrüßen", unterbrach die schrille, scharfe Stimme des anwesenden Landrichters das momentane Schweigen, indem er sich dabei an Theobald Alsing wandte.

Der Bann war mit diesen Worten gelöst, welchen das Schreiben hervorgebracht und der auf den An-

wesenden gelastet hatte. Man drängte sich in überstürzender Hast zu dem so plötzlich mit Glücksgütern Gesegneten, und man vergaß des armen, unglücklichen Mädchens, dem man bis jetzt gehuldigt!

„Ich bin erbötig, Isabella zu unterstützen", sagte Alsing kalt, „obgleich ich selbstverständlich jeder Verbindlichkeit gegen sie nach dem Gesetze enthoben bin."

„Natürlich, natürlich. Ihrer Großmuth allein hat sie von jetzt ab Alles zu verdanken", riefen einstimmig die Schmeichler.

Nur der Advocat des Verstorbenen trachtete, versuchsweise dem armen Mädchen beizustehen.

„Sie vergessen, meine Herren", sagte er laut und deutlich, „daß hier allein eben nur das Gesetz zu entscheiden hat und daß bis dahin die bisherige Erbin als erbberechtigt zu betrachten ist. Uebrigens", fügte er hinzu, „glaube ich, würde man vor allen Dingen am besten thun, darüber nachzudenken, Fräulein Isabella so schonend als möglich den harten Schlag beizubringen."

Alsing biß sich in die Lippen; sein Blick streifte mißmuthig den kühnen Sprecher und schon öffnete sich sein Mund zu einer Gegenantwort, als plötzlich die schwere Portière, welche die Thür in's Nebengemach

deckte, sich hob und einer schönen Statue gleich, mit todtbleichem Gesicht, Isabella sich zeigte.

„Es bedarf keiner weiteren Mittheilung, ich habe hier im Nebenzimmer Alles mit angehört", sagte sie mit fester Stimme, zu welcher die flammenden Augen einen grellen Contrast bildeten.

Dieses junge zarte Geschöpf, so eigenartig gebildet, mit einer so lebhaften Empfindlichkeit, so tieffühlend, wie schwer mußte es den harten Schlag empfinden, der es soeben getroffen!

„Isabella! Wie sehr bedaure ich Dich", sagte der junge Arzt, trat ihr näher und wollte ihre Hand ergreifen. Sie aber zog dieselbe mit einem Schauder zurück, ihr Auge flammte in edler Entrüstung, ihre Lippen zitterten aus Stolz und wie sie so dastand, die schlanke, hohe Gestalt, die Spuren von Thränen noch auf den blassen Wangen, war sie wunderbar schön und auf die Anwesenden wirkte ihr plötzliches Erscheinen wahrhaft verwirrend.

„Ich brauche kein Mitleid von Dir", sagte sie, „denn von jetzt ab kann ich Dich nur noch verachten! Ich verstehe nun das Gefühl, das Dich bewog, um meine Hand anzuhalten; jeder Verkehr zwischen uns ist fortan gebrochen."

„Isabella, Du vergißt Dich", rief zähneknirschend Theobald.

„Gut gesprochen für eine entthronte Königin", höhnte der Landrichter halblaut.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, Sie auf Ihr Zimmer zu führen, Sie sind zu aufgeregt", meinte mitleidsvoll der Advocat.

„Ich weiche nicht eher von dieser Stelle, mein Herr", sagte Isabella mit wogendem Athem, „bis ich noch erklärt, von jenem Manne hier, der sich bis jetzt meinen Vetter genannt, keinerlei Wohlthaten anzunehmen. Steht das Gesetz an seiner Seite, so möge er den Reichthum hinnehmen, nach dem er so lange gestrebt. Mir kann er nichts nützen, nachdem ich das mir Theuerste, meinen von mir als Vater betrachteten Wohlthäter verloren! Ich bitte nur um das Eine, daß man mich so lange hier im Hause lasse, bis ich mir ein anderes Unterkommen gesucht!"

Thränen erstickten auf's Neue bei diesen Worten ihre Stimme, und sie fand kaum die Kraft sich aufrecht zu erhalten.

„Der Aufenthalt hier im Hause darf Ihnen nicht vorenthalten werden, bis —".

„Bis Alles zwischen uns entschieden ist", fiel Theobald mit kalter Ruhe dem Advocaten in's Wort.

Statt aller Antwort bot der Rechtsgelehrte dem jungen Mädchen den Arm und willenlos, gebrochen folgte es ihm hinaus.

Auf ihrem Zimmer angelangt, brach Isabella aber zusammen. Der schwache Körper hatte den Sieg über den willensstarken Geist erlangt.

Das junge Mädchen erkrankte, und einige Tage fürchtete man für sein Leben; doch siegte die gute Natur, es genas.

Während dieser Zeit war die Entscheidung über ihr Geschick eingetroffen. Da jeder Anhaltspunkt fehlte, welcher Isabella ein Anrecht auf das hinterlassene Vermögen Alsing's gegeben hätte, wurde der Neffe des Kommandanten als Erbe eingesetzt, wobei demselben anheim gestellt ward, Isabella ein in einer sehr geringen Summe bestehende Aussteuer bei ihrer Großjährigkeit auszufolgen.

Eine Anzahl von Schmarotzern, darunter vor Allem der Landrichter, drängten sich um den reichen Erben. Man beglückwünschte ihn und suchte seine Freundschaft. In den nämlichen Räumen, wo noch vor ganz kurzer Zeit dieselben Menschen dem jungen Mädchen gehuldigt, höhnte und spottete man nun ihrer und der Kreuzesruf: „sie hat kein Anrecht auf das

Reich" ertönte. Man drückte ihr die Dornenkrone der Armuth auf das junge Haupt, man lästerte und geißelte sie durch die scharfen Geißeln der Verleumdung und mit Blitzesschnelle verbreitete sich ihr Sturz. Die Väter erzählten denselben ihren Töchtern, die Brüder ihren Schwestern, die Gatten ihren Frauen. Ueberall aber entwickelte sich das nämliche, widerliche Bild menschlicher Bosheit, triumphirenden Neides! Wo aber vielleicht noch eine Funke Mitleid für das arme Mädchen vorhanden war, da wandte man Alles an, um es wohlweislich zu verbergen, denn man fürchtete, sich mächtige Feinde zu machen. Selbst der Advocat Doctor Linker zog sich nach und nach zurück, bei dem völligen Mangel irgend einer Anspruchsberechtigung Isabella's an das Vermögen des Verstorbenen. Was sollte er auch seine kostbare Zeit unnütz' verlieren! So ward das junge Mädchen durch ihre plötzliche Armuth zur Paria der menschlichen Gesellschaft und selbst der Reiz des Geheimnißvollen, welcher ihre Geburt umgab, ging unter in der Prosa der Armuth.

Isabella hatte sich damals unter den Schutz des Gerichtes gestellt. Die freundliche Absicht desselben, das Loos der Aermsten zu erleichtern, hatte aber, von Alsing's Hinterlist geleitet, ihr Unglück nur erhöht, indem es Theobald zum Vormund des jungen Mädchens

ernannt hatte. So war denn Isabella ganz in seine Gewalt gegeben, und nun war es an der Zeit, Diejenige, welche ihn einst zu verschmähen gewagt, einen Andern ihm vorgezogen, welche bis jetzt über ihn geherrscht hatte, zu demüthigen, sie ihre jetzige abhängige Lage fühlen zu lassen, die Maske des Edelmuthes nur noch vor der Welt beizubehalten.

Als das junge Mädchen von der schweren Krankheit genesen und von Allem während derselben Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt worden war, bemächtigte sich Isabella's anfänglich namenlose Verzweiflung, und der Gedanke, in Theobald's Gewalt gegeben zu sein, wirkte entsetzlich auf sie ein. Dazu kam noch der nagende Schmerz um den verstorbenen Pflegevater und das peinigende Bewußtsein, daß sie ihm die ganze Zeit über nur eine Fremde gewesen, welche er aus reinem Erbarmen bei sich aufgenommen, als selbst ihre Mutter sie verlassen hatte. Sie stand nun allein, ganz allein auf der Welt, ohne Namen, ohne Stütze, in der Gewalt Dessen, den sie einst verschmäht. Sie war schlimmer daran, als das ärmste Kind auf der Straße, das wenigstens den Namen seiner Mutter kannte. All' die schönen, vielfarbigen Träume von Glück waren wie bunte Seifenblasen zerronnen in der Stunde der Verlassenheit, die über sie hereingebrochen. Mit dem letzten

Hauche dessen, den sie einst Vater genannt, war Alles ihr genommen worden!

Wir können nicht verschweigen, daß für das unglückliche aufgeregte Mädchen oft Augenblicke kamen, in denen sie ihrer grausamen Mutter, die sie verlassen konnte, fluchte, in welchen selbst das Andenken an ihren Pflegevater durch den Gedanken getrübt wurde, daß er ihrer Zukunft nicht besser gedacht habe! Doch solche Momente leidenschaftlicher Aufregung waren nur vorübergehend, und eine noch namenlosere Trauer um den geliebten Herzenspapa, eine noch tiefere Sehnsucht nach der Mutter, die vielleicht noch lebte, folgte ihnen.

Isabella nahm sich dann vor, selbst nach ihr zu forschen und ihr Muth erwachte wieder in dieser Hoffnung. Noch eine Stütze war ihr ja im Leben geblieben, die fernen Freunde. Sie schrieb an Martha und ebenso an Breiten, den sie aus Martha's letztem Briefe vor dem Tode ihres Vaters in Cairo wußte, wo er sich zu längerem Aufenthalt niedergelassen hatte. Sie berichtete den Freunden die jüngst verflossenen Vorfälle zu Karnstein, sie schilderte ihnen ihre gänzliche Verlassenheit und bat sie, ihr beizustehen in den Tagen der Noth, sowie sie es Beide ihr ja versprochen hatten. Es war ein langer, ausführlicher Brief, den sie an Beide richtete. Dann siegelte sie die Schreiben und

übergab dieselben dem einstigen Diener ihres Pflegevaters, dem einzigen, der ihr auch nach den traurigen Ereignissen mit Ehrfurcht begegnete. Von der übrigen Dienerschaft hatten Alle schon längst aufgehört, in ihr die einstige Herrin zu respectiren, und deren Unterwürfigkeit verwandelte sich jetzt in Hohn und Trotz. Was galt diesen bezahlten Leuten jetzt das Mädchen, das binnen Kurzem vielleicht selbst gezwungen war, sich ihr Brod zu verdienen! Sie war ihnen nun gleich gestellt durch die Bürde der Armuth, und man konnte sie daher hiernach behandeln. Obwohl Isabella im Allgemeinen eine sehr gute Herrin gewesen war, so erinnerte man sich doch jetzt nicht mehr ihrer Güte, sondern nur ihrer zeitweiligen Launen, und vergalt dieselben nun tausendfach.

Drei Monate waren seit des Kommandanten Tode verstrichen. Seit ungefähr einer Woche war Marie Langer Herrin des Hauses, in welchem einst Isabella geherrscht hatte. Die Hochzeit war der Trauer halber ganz in aller Stille vor sich gegangen.

Marie hatte nun ihr Ziel erreicht, war Theobald's Gattin geworden, durch ihn in den Besitz jener Reichthümer gelangt, die einst Isabella gehörten!

O Jammer, o Elend! für das arme Wesen, das sich einst Isabella Alsing genannt hatte! Diesen Namen

trug nun Jene, welche seit ihrer Kindheit sie verfolgt mit ihrem Neid, ihrer Bosheit, und sie, Isabella, war jetzt ein vater- und mutterloses Mädchen!

Als sie von der Vermählung ihres Vormundes Nachricht bekam, bat sie denselben, aus dem Hause sich entfernen, anderweitig ihr Brod suchen zu dürfen. Mit schnöden Worten ward sie abgewiesen, und hart erklärte er ihr, daß sie ein für alle Mal sich seinen Anordnungen zu fügen habe, wenn sie nicht sich einer Klage an die Obervormundschaft aussetzen wolle, welche seine Rechte als Vormund gegen sie wahren werde. Es blieb dem armen Wesen somit nichts Anderes übrig, als sich zu unterwerfen.

Die Zeit, welche jetzt hereinbrach, war für Isabella die schwerste ihres an Kummer reichen Lebens. Einen offen geführten Krieg würde das willensstarke Mädchen ehrenvoll bestanden haben, aber gegen die Bosheiten und täglich geführten Nadelstiche elender Rachsucht, mit welchen ihr Vormund und dessen Gattin sie überhäuften, drohte selbst ihr entschlossenes „Sichfügen" zu erlahmen. Es verging kein Tag, an welchem ihr nicht tausenderlei Demüthigungen und Qualen auferlegt wurden, anscheinend zu gering und kleinlich, um fremde Augen darauf zu lenken, und doch für das ausersehene Opfer kaum erträglich.

Oder glaubt Ihr, verehrte Leser, daß es für ein stolzes, an Unabhängigkeit gewöhntes Wesen wie Isabella eine Kleinigkeit war, sich täglich, stündlich unter verhaßter Macht zu beugen, sich in der Selbstbeherrschung zu üben und dabei nicht zu zeigen, wie tief die Nadelstiche menschlicher Bosheit in das schmerzzuckende Herz eindrangen?

Nach Theobald und dessen Gattin war es namentlich Madame Blanchard, welche das arme Wesen quälte, und Demüthigungen aller Art für ihren einstigen Zögling herbeiführte. Sie konnte dies um so eher, als sie es verstanden hatte, sich in die Gunst der neuen Herrin einzuschleichen.

Noch gab es ja aber einen Ausweg aus dem Labyrinth des Elends, der Abhängigkeit, das waren die fernen Freunde. Trotzdem, daß Isabella bereits auf zwei ihrer Briefe an Martha und Breiten keine Antwort erhalten hatte, gab sie die Hoffnung doch nicht auf. Die fernen Freunde konnten ja vielleicht zufällig von Kairo abwesend sein, und ihre Briefe erst später erhalten haben.

Aber wie? Wenn auch sie der arm gewordenen Freundin überdrüssig geworden wären? Wenn auch sie sich gleich allen Andern von ihr abwendeten? So stieg es plötzlich fragend vor ihrer Seele auf und der Athem

stockte bei diesem Gedanken in ihrer Brust, das Blut drängte sich stürmisch zu dem gequälten Herzen! Aber nein! Noch konnte ja eine Antwort kommen, die Briefe mußten sie ja erhalten haben, sie hatte ja die Postscheine in Händen, folglich war gewiß nur ein Zufall Schuld an dem Schweigen der Freunde.

Und Isabella hoffte von Tag zu Tag auf Antwort, denn sie war nicht das Wesen, das sich von Vornherein ängstlichen Befürchtungen Preis gab; erst die volle Gewißheit konnte sie übermannen. Isabella brachte ihre Tage in einsamer Verlassenheit auf ihrem kleinen Zimmer zu, das man ihr angewiesen hatte. Niemand kümmerte sich um sie, außer um sie zu quälen, ihr Arbeiten aller Art aufzuerlegen. Das junge Mädchen setzte allen Plackereien eine stolze Ruhe entgegen, die ihre Peiniger nur mehr reizten. Die übrige Welt aber kümmerte sich nicht um sie; für die Bewohner von Karnstein war Isabella nicht mehr vorhanden, seit der Reiz des Reichthums von ihr genommen war.

An einem wundervollen Sommerabend saß Isabella allein auf ihrem Zimmer und sah hinab in den duftenden Garten, der so schön wie einstmals grünte und blühte. Sie trug ein einfaches, schwarzes Wollenkleid von grobem Stoff, wie Theobald mit seiner Gattin es für sie auserwählt hatten. Ihre Wange stützte sich

auf ihre Hand und große Thränen rollten schnell und glühend durch ihre zarten Finger. Alles an ihr zeigte tiefen Kummer und noch niemals hatte sie ihr Verlassensein so sehr gefühlt, wie an jenem Abende. Ihre ganze Vergangenheit drang auf sie ein und das Dasein lag vor ihr, wie ein wüster, banger Traum. Von Tag zu Tag hatte sie von Martha und Breiten ein Schreiben erhofft, von Tag zu Tag war sie in ihren Erwartungen getäuscht worden und mit immer größerer Klarheit trat der Gedanke vor ihre Seele, daß sie selbst von Martha, von Breiten, um ihrer Armuth willen verlassen worden sei!

Tiefes Weh bemächtigte sich ihrer bei dieser Möglichkeit; doch Isabella war ein starkes Wesen. Nachdem der Ausbruch leidenschaftlichen Schmerzes vorüber war, der sich ihrer einen Augenblick bemächtigt, begann sie in die Zukunft zu blicken und die wiedererlangte Willenskraft brach in ihrer jungen Seele mit erneuter Kraft hervor, sie zu fester Entschlossenheit gegen jedes Weh anspornend.

Das Oeffnen ihrer Thür weckte sie aus ihren Träumereien. Es war Marie mit ihrer Mutter, die bei ihr eintraten.

„Du bist hier, Isabella“, sagte die Erstere in kal-

tem, schroffem Tone, „ersuchte ich Dich denn nicht, mein Kleid zu meiner Schneiderin zu tragen?"

„Ich übergab es Lisette, dem Stubenmädchen, mit Deinem Auftrage", erwiderte das junge Mädchen ruhig.

„Das hätte ich selbst thun können, aber ich wollte, daß Du das Kleid selbst hintragen solltest, und ich glaube, es paßt sich wenig für Dich, Isabella, unsere Wohlthaten mit Widersetzlichkeit und Ungehorsam zu lohnen."

Wohlthaten? Was für Wohlthaten waren ihr zu Theil geworden seit dem Tode ihres Pflegevaters!

Es zuckte wie Hohn um des jungen Mädchens Lippen bei diesen Worten.

„Ein Mädchen in Ihren Verhältnissen", sagte die Landrichterin, „muß in Allem gehorchen, überhaupt hübsch demüthig sein, wie es sich für Jemand geziemt, der von anderer Leute Gnade abhängt."

Die Lippen des jungen Mädchens öffneten sich zu einer Gegenantwort. Wie mußte sie sich aber in der Selbstbeherrschung geübt haben, da dieselben sich wieder schlossen und sie ruhig und schweigend in ihrer Arbeit fortfuhr.

„Du nähst, wie ich sehe, noch immer an den Halstüchern, welche ich Dir doch schon gestern zum Fertigmachen gab. Du mußt Dir das langsame Nähen

abgewöhnen, Isabella", sagte Marie in befehlender Art.

„Ich bin ungeübt in solcher Arbeit", entgegnete das junge Mädchen ruhig.

„Dann mußt Du Dich an die Arbeit gewöhnen und schneller und auch besser nähen. Hier diese großen Stiche, mein Gott, wie schlecht arbeitest Du. Mache Dich doch nützlicher hier im Hause; heute zum Beispiel wolltest Du nicht einmal dem Stubenmädchen das bischen feine Wäsche mitwaschen helfen! Dein Unterhalt, Isabella, kostet Deinem Vormunde ja ohnehin genug, gewöhne Dich daher an die Arbeit, denn wir haben beschlossen, das zweite Stubenmädchen zu entlassen und Du kannst dann an ihre Stelle treten, mich frisiren und anziehen."

Isabella zuckte bei diesen Worten zusammen. Eine helle Röthe breitete sich über ihr Gesicht und einen Augenblick hoben sich die dunklen Augen zu den beiden Frauen mit einem Ausdrucke des tiefsten Hasses empor. Aber trotzdem schwiegen die Lippen, senkten sich die Augen wieder auf die Arbeit nieder.

„Wie bös und erschrocken haben Sie uns doch jetzt angesehen", meinte die Landrichterin mit einem falschen Lächeln, „fast sollte man glauben, der Vorschlag meiner Tochter gefiele Ihnen nicht und doch ist

er ein so gutgemeinter. Tausend Mädchen in Ihren Verhältnissen, liebes Kind, würden einen solchen Vorschlag für ein großes Glück ansehen. Es ist freilich hart, dienen zu müssen, wo man früher im Ueberfluß schwelgte!"

„Wer kann denn aber dafür", fiel Marie ein, „daß Deine Mutter Dich verließ, Dein Pflegevater nicht besser für Dich sorgte? Sei daher nur hübsch demüthig, Isabella, und ich will Dir gewiß eine gute Herrin sein."

Nach diesen wohlgemeinten Worten rauschten beide Damen lächelnd hinaus und Isabella war wieder allein. Allein, mit dem tiefen Weh im Herzen, allein mit den Thränen, welche der Gedanke an das Brod der Abhängigkeit aus der innersten Quelle ihres Herzens hervorrief.

Sie faltete die Hände über ihr bleiches Gesicht, ein Zittern durchbebte ihre feine Gestalt und ihr Haupt glitt einen Moment auf den Tisch nieder, an welchem sie saß. Doch schon nach einer kurzen Zeit hob sie es wieder empor und trocknete die Thränen, welche ihre Wangen herabliefen. Als wollte sie gleich handelnd eingreifen gegen die knechtischen Demüthigungen, welche man ihr schon so unzählige Male zugefügt, räumte sie ihre Näharbeit zusammen und eilte in den Garten hinab,

der freundlichen Einsiedelei zu. Dort wollte sie ihre Gedanken sammeln, einen Entschluß fassen.

Ein wundervoller Frühabend lachte ihr entgegen. Tief aufathmend schlug sie den ihr bekannten Weg ein, welcher an den Stallungen vorbeiführte. Einsamkeit und Schweigen lagen über den Garten gebreitet, wenigstens kam dies Isabella so vor, die überall des geliebten Pflegevaters Gesicht, sein gutes Lachen, seine heitere Stimme vermißte.

Die Thüren zu den Stallungen standen weit geöffnet und gewaltsam trieb es das junge Mädchen, in dieselben einzutreten. Sie war lange nicht da gewesen, denn Theobald hatte seiner Mündel jedes Vergnügen untersagt, daher auch das Ausreiten, ja selbst das Betreten des Stalles ihr verboten. Aber heute konnte sie nicht umhin, einzutreten.

Im Stalle war von der Dienerschaft Niemand zugegen. Die Pferde erkannten das junge Mädchen und wieherten freudig. Die klugen Thiere machten keinen Unterschied, ihnen galt es gleichviel, ob Isabella reich oder arm war, sie begrüßten sie mit der alten Anhänglichkeit.

Dort in der Ecke stand Miß, die braune Stute, die Isabella einst geritten und welche jetzt Marien gehörte. Es war stets des jungen Mädchens Lieblings-

pferd gewesen, und auch heute verweilte sie am längsten bei ihm. Isabella schlang ihren Arm um Miß Hals, legte ihren Kopf auf denselben und Thränen benetzten Miß dunkelbraunes Haar. Die auf ihrer Brust angehäufte Last des Wehes suchte sich in unterdrücktem Schluchzen Luft zu machen. Miß schien das junge, arme Wesen zu verstehen; das Thier wieherte leise, als wolle es trösten, und die rauhe Zunge beleckte des Mädchens Hand.

Der grausame Mensch in seinem Egoismus hatte sich abgewandt von Isabella, als das Glück sie verließ, das unvernünftige Thier beschämte ihn, es blieb sich gleich in seiner Treue.

Ein Geräusch schreckte das junge Mädchen aus seiner Ruhe empor. Einer der Stallknechte war eingetreten. Es war dies einer von Jenen, denen Isabella in ihrem Glücke unzählige Wohlthaten erwiesen hatte, der aber jetzt willenlos seinem neuen, reichgewordenen Herrn gehorchte.

Als er das junge Mädchen da vorn an der Krippe des Pferdes bemerkte, verzog sich sein breiter Mund zu einem höhnischen Grinsen.

„Na, das muß ich sagen", meinte er, „was macht denn die Mamsell hier bei uns?"

Isabella erröthete bei dieser Anrede. Sie, welche

früher so gewöhnt war, von der Dienerschaft achtungsvoll behandelt zu werden, sie mußte sich jetzt um so mehr verletzt fühlen bei der Mißachtung, die man ihr erwies. Der verzogene Liebling der Vorsorge und Liebe sah nun bei jedem Schritte die Dornen, welche der Eintritt in ihre veränderte Lebenslaufbahn unter ihren Füßen emporschießen ließ.

„Ich glaube nicht, daß ich etwas Unrechtes begangen habe, Tom, indem ich hier eingetreten bin“, sagte sie in einem rührend milden Tone, der jedes andere Gemüth erweicht hätte.

„Das haben Sie wohl, Mamsell“, antwortete der Diener rauh und roh, „denn hat nicht Herr Theobald Ihnen den Eintritt hier in den Stall verboten? Darum marschiren Sie wieder gefälligst heraus, wenn's beliebt, verstehen Sie mich?“

„Tom, Du vergißt, daß ich Dich noch immer zwingen könnte, mir achtungsvoll zu begegnen; ich habe es nicht nöthig, Deine Unverschämtheiten zu dulden“, erwiderte Isabella in leicht erklärlicher, aufwallender Heftigkeit.

Der Stallknecht sah sie einen Moment lang geringschätzend an, als wolle er die Antwort erst bei sich überlegen. Dann nahm er die Pfeife aus dem

Munde, welche er sich soeben mit einem stinkenden Tabak gefüllt und in Brand gesetzt hatte.

„Wissen Sie was, Mamsell", sagte er dann, roh auflachend, „lassen Sie Ihre hochmüthige Art bei Seit', sie paßt nicht für so'n hergelaufenes Ding, wie Sie sind, von der Niemand weiß, wer sie in die Welt gesetzt und die so bettelarm wie 'ne Kirchenmaus ist."

Das war zu viel für das stolze Mädchen. Die Niederlage ihres Selbstgefühles durch einen untergeordneten Diener trieb ihr alles Blut zum Herzen, sie ward leichenblaß und bebend griff sie nach einer nebenliegenden Reitgerte, um den frechen Burschen zu züchtigen, sich selbst Recht zu verschaffen.

Da trat Theobald in den Stall ein. Im Vorübergehen hatte er den Wortwechsel gehört.

„Was geht hier vor?" fragte er barsch. Der Reitknecht erzählte Alles, nur nicht seine eigene Unverschämtheit. Isabella fiel ihm in's Wort und mit vor Aufregung pochenden Schläfen erzählte sie Theobald von der erlittenen Beleidigung, die ihr durch den Diener zu Theil geworden und forderte ihn auf, sie vor solcher Roheit zu schützen.

Mit kalter, überlegener Ruhe hörte der Arzt ihr zu. Als sie schwieg, sah er mit grausamer Freude noch einen Augenblick in das bleiche Gesicht des armen

Mädchens, das mit vor Aufregung keuchendem Athem vor ihm stand. Er weidete sich gleichsam an Isabella's Weh!

„Ich sehe in den Worten Tom's keine Beleidigung", sagte er endlich mit seiner harten Stimme, welche schon so oft seit ihres Pflegevaters Tode das arme Mädchen in ihrer Kälte erbeben gemacht hatte, „der brave Bursche hat nur die Wahrheit gesprochen. Hier, Tom, mein ehrlicher Kerl, hier hast Du ein Guldenstück, mach' Dir dafür einen vergnügten Tag." Nach diesen Worten verließ er den Stall und das Hohngelächter des frechen Reitknechtes schlug an des armen, verhöhnten Mädchens Ohr.

Bebend an allen Gliedern verließ sie den Ort, wo sie so furchtbar gedemüthigt worden war. Ohne des Weges zu achten, verfolgte sie denselben gleichsam mechanisch und schon nach wenigen Sekunden war sie oben auf der Einsiedelei. Auf der Rasenbank dort setzte sie sich nieder, eine Schwäche befiel sie, sie zitterte am ganzen Körper. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und ein Schluchzen drang aus ihrer Brust, ohne daß sie weinte; die Thränen waren gleichsam erstarrt unter der Qual ihres armen Herzens. Wo war auf dem weiten Erdenrund ein Zufluchtsort für sie, die von ihrem Vormund und dessen Gattin gequält wurde?

Dort unten lag der Garten, der ihr einst lieb gewesen, das Haus, das einst ihre Heimath gebildet, und dort drüben war der stille graue Fürstenthurm mit seinen scharfen Kanten, seiner glatten Mauer, der einst ihn beherbergt, der in Undank sich nun abgewandt von ihr, weil sie arm geworden!

Und weiter hinten lag der Friedhof, in welchem ihr Glück begraben lag mit den lieben, milden Augen, die sich für ewig geschlossen, und sie selbst, sie stand hier oben, einsam und verlassen von aller Welt, verhöhnt und mißachtet um ihrer Armuth halber. Er aber, der harte, kalte Mann da unten, der all' dies Elend herbeigeführt, lebte glücklich und geehrt.

O, entsetzlicher Jammer!

Noch niemals hatte Isabella die rauhe Behandlung, der sie ausgesetzt war, so sehr empfunden, wie an diesem Abende, wo man sie gleichsam zur Magd erniedrigt hatte. Sie fühlte sich so einsam, so unglücklich, das arme Geschöpf!

Laut hinausschreien hätte sie mögen vor Herzleid und Pein in die kalte selbstlose Welt, die kein Erbarmen kannte. Mit nie gekannter Macht drangen die Erinnerungen auf ihr gedrücktes Gemüth ein. Lieber todt sein in dem stillen, kühlen Flusse da unten, der den Festungsberg bespülte, als solch' ein Leben von

Bitterkeit weiterführen, rief es mächtig in Isabella's Innerem und das arme, verlassene Geschöpf lauschte dieser Stimme.

Da ertönte durch die stille Abendluft von dem nahen Kirchthurm herab das Abendläuten, zum Frieden mahnend; das Abendroth webte einen purpurnen Schleier um das Firmament, die umliegenden Berge erglühten im schönsten Lichte und das ganze Landschaftsbild, der Hauch der Sommerlüfte, der Duft der Blumen, Alles trug das Symbol der Ruhe, des Friedens in sich.

Konnte sie denn nicht auch noch dem jungen Mädchen da oben werden? Die Welt war ja so schön, und es lebten ja so Tausende glücklicher Menschen in ihr! Sterben, warum schon sterben, wo vielleicht noch heitere Stunden voll Sonnenschein kommen konnten, wo vielleicht noch ein so langes an Wandlungen reiches Leben bevorstand! Hatte Isabella dies denn nicht auch schon kennen gelernt in seinem vollsten Glanze, in seinen Rosen der Freude? Konnte sie denn nicht ihre Mutter wiederfinden und war dann nicht Alles, Alles gut?

Und sie sank nieder auf die Knice während des feierlichen Abendläutens und betete! Sie betete nicht das formlose, mechanische Gebet der Uebung, sondern

ein Schauer vor der Gegenwart der höchsten Macht ließ alle Fibern ihres Herzens erbeben; die Verzweiflung fiel von ihrer Seele, der Zorn erstarb während des tiefen Naturfriedens ringsum.

Isabella mit ihrem angebornen Natursinn bedurfte weniger als hundert andere Frauen der eingelernten Glaubenslehren, um an Gott zu glauben, seiner Allmacht zu vertrauen! Ein Baumblatt, eine Blume genügte, um des Schöpfers Macht in ihr anerkennend zu erwecken, ihn als die Stütze gegen die wandelbaren Leiden des Erdenlebens zu finden.

Wieder gekräftigt und gefaßt erhob sie sich. Ein Entschluß war in ihrer Seele gereift, ihre seltsame Lage hatte alles Gräßliche verloren.

Als die Bewohner Karnstein's in der darauffolgenden Nacht im tiefen Schlafe lagen, huschte ein blasses, einsames Mädchen durch die stillen, öden Laubgänge des Gartens, der einst dem Kommandanten Alfing gehört hatte. Behutsam öffnete es mit einem Schlüssel das Hinterpförtchen, welches in eine der stillen Gassen Karnstein's führte und eilte dann immer rascher vorwärts, bis endlich das Städtchen, vom Mondlicht beleuchtet, schon beinahe ihren Blicken entschwand. Da blieb das junge Mädchen stehen, warf noch einen letzten, thränenvollen Schmerzensblick auf den stillen Fried-

hof, der in seiner heiligen Ruhe nur wenige Schritte vor ihr ausgebreitet lag und dann eilte sie vorwärts, der nahen Landesgrenze zu.

Als Karnstein am Morgen nach dieser Nacht erwachte, verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit eine schwere Neuigkeit auf dem fruchtbaren Boden der Klatschsucht und Bosheit und trieb dort zur schönsten Blüthe empor. Alsings Mündel nämlich war am Morgen vermißt worden und nirgends zu finden.

Als Madame Blanchard wie gewöhnlich am frühen Morgen in Isabella's Zimmer trat, um das junge Mädchen zu seiner Früharbeit, der Reinigung der Zimmer, zu wecken, fand sie das Bett unberührt. Sie glaubte nun Isabella schon bei der Arbeit zu finden, da sie erst am Vortage ihrer Saumseligkeit halber gescholten worden, weil das arme Mädchen um einige Minuten sich verspätet hatte. Madame Blanchard täuschte sich aber. Weder in den Zimmern, noch im Garten war sie zu finden. Man theilte Theobald und seiner Gattin den Vorfall mit und begann nun jenes emsige Forschen und Suchen, welches mehr verwirrt als aufklärt, mehr ängstigt als beruhigt. Da eilte Madame Blanchard ängstlich herbei. Sie hatte in Isabella's Zimmer einen an Theobald Alsing adressirten Brief gefunden, welcher des jungen Mädchens Handschrift trug.

Der junge Arzt war sonst ein ruhiger Mann, dem jede Aufregung fremd war, allein seine Hand zitterte diesmal, als er das Siegel des Briefes löste; seiner herzlosen Gattin Wange erbleichte.

Der Gedanke, Isabella habe Hand an sich gelegt, überwältigte Beide.

„Ich gehe aus einem Hause“, schrieb das junge Mädchen, „welches mir einst eine glückliche Heimath war und jetzt zur Stätte meiner Leiden geworden ist Du, Theobald, wie Deine Gattin, habt mich so weit gebracht durch Eure Herzlosigkeit, daß ich entfliehe, um fern von Euch ein weniger qualvolles Leben zu beginnen. Möge Gott Euch Eure Härte gegen mich verzeihen!“

„Ist sie todt, hat sie sich ein Leid angethan?“ fragte die Blanchard ängstlich.

„Nein, keines von Beiden, aber sie ist einer Landstreicherin gleich entflohen, und als solche soll sie auch behandelt werden“, antwortete Alsing mit einem Seufzer der Erleichterung und einem falschen, bösen Lächeln.

Eine Stunde später erstattete er dem Gerichte die Anzeige von der Flucht seiner Mündel und bat um deren gerichtliche Erforschung und Einlieferung.

Zweites Kapitel.

Eine neue Heimath.

Das Wetter hatte sich seit wenigen Tagen geändert. In der deutschen Residenz kämpfte der alldort charakteristisch gewordene Wind seinen vergeblichen Kampf gegen den Regen, und tobte im Bewußtsein seines Unvermögens wild umher, Alles in dichte Staubwolken einhüllend. Man wußte eigentlich nicht, was es für ein Wetter war. Es regnete nicht, und doch schien auch keine Sonne, es war nicht kalt, und doch war es auch nicht warm. Es war ein Quodlibet aller Wettersorten.

Ganz besonders rüttelte der kecke Wind an dem schmalen Hause der Praterstraße, vormalige Jägerzeile und die ausgehängten Stoffe von Manchesterhosen und vielfarbigen Sacktüchern flatterten unten vor dem

Laden zu „den zwei brennenden Herzen“ gleich Windmühlenflügeln umher.

Die melancholisch herabsehenden Rauchfänge dieses Hauses ließen ihren Unmuth über solch' ein Wetter, das eigentlich gar kein Wetter war, in dichten Rauchwolken aus, welche ihren schwarzen Schlünden immer wieder entströmten, trotzdem daß der feindlich gesinnte Wind sie niederzudrücken sich bemühte. Die schwarzen Ungethüme lieferten förmlich einen Wettkampf mit dem Winde, um den Rauch nach oben hinauszustoßen, mit immer erneuter Kraft. Daß sie diese Kraft erlangten, darf uns aber nicht wundern, erhielten sie doch immer wieder neue Nahrung, diese schwarzen Gesellen, aus der Eschmüller'schen Küche unten, wo es an jenem Tage wie in Pluto's Unterwelt dampfte und kochte.

Werfen wir einen Blick hinein in das Mysterium aller Hausfrauen, in diese feuerspuckende Küche. Dort in jener Ecke kochte und dampfte es gar entsetzlich heraus aus einem großen, eingemauerten Waschkessel, und verschiedene Töpfe und Bratpfannen in und auf dem Heerde accompagnirten dazu in allen nur denkbaren Gratationen.

Es war heute großer Waschtag im Eschmüller'schen Hause, gelinde gesagt ein Märtyrertag für Herrn Eusebius, der sich auch an solchen, in seinen Kalender nicht

mit Rothstift bezeichneten Tagen in sein Tuskulum zurückzog, um bei seinen gelehrten Büchern Schutz gegen Seifengeruch und feuchte Dämpfe zu suchen.

An solchen Tagen regierte Frau Euphrosina dann selbst in der Küche, und der Laden zu „den zwei brennenden Herzen" blieb dem Ladenjungen überlassen.

Auch heute war dies der Fall, und die würdige Hausfrau beugte sich soeben über einen riesigen Waschkübel, und rieb aus Leibeskräften an einem Hemde für Herrn Eusebius, das sie um die Welt keinen andern Händen überlassen hätte, denn die Leinwand zu den Hemden war viel zu fein und kostspielig, um sie der ungeschickten Magd anzuvertrauen. Manchmal warf die emsige Frau einen Blick hinüber nach dem Waschkessel, in welchem die darin enthaltene Leinenwäsche sich in den heißen Dämpfen wie ein Schiff bei hochgehender See hob. Manchmal aber auch trat sie an den Heerd, und schob mit geheimnißvoller Miene die Ecke einer Serviette zurück, unter welcher in einem kupfernen Model ein riesiger Kuchenteig verborgen lag, und unter der geheimnißvollen Serviettendecke das Stadium des sogenannten „Aufgehens" durchmachte, ein Küchenkunstausdruck, den meine freundlichen Leserinnen gewiß auch ohne Erklärung verstehen. Dann und wann hob und wendete Frau Euphrosina auch ein riesiges Stück Kalbs-

braten in der Röhre um, um es schön braun und saftig werden zu lassen, immer aber kehrte sie wieder an's Waschfaß zurück.

Da trat die Magd in die Küche, in einer Hand einen riesigen Blumenstrauß, in der andern eine große versiegelte Weinflasche haltend. Sie war soeben von einem Ausgange zurückgekehrt.

„Hier ist der Wein und der Strauß, Frau", meldete sie. „Hab' Beides bezahlt."

„Nun, und die Kinder, die Du aus der Schule holen solltest, wo sind die?"

„Die waren schon fort, als ich hin kam."

„Was, Babi? Die Kinder waren schon fort?"

„Ja, Frau, und ich glaubte, sie wären schon hier; ich war einstweilen noch beim Bäcker."

„Gewiß sind sie wieder irgendwo hingelaufen, die Fratzen, aber wart', ich will ihnen den Text lesen, wenn sie heimkommen. Allein auf den Gassen herumzulaufen, wir leicht könnte ihnen 'was passiren!"

Mit diesen Worten wischte die besorgte Mutter sich den Seifenschaum von den Händen, und ging in's Wohnzimmer hinein, um vom Fenster aus nach den Kindern auszusehen, und die Magd folgte ihr.

„Es wird heute im Sitzzimmer gegessen, Babi, decke dort den Tisch, und stelle den Blumenstrauß hübsch

in die Mitte. Der Kuchen, wenn er ausgebacken, kommt daneben, und die Flasche Wein stelle vor den Platz, wo der „„Herr"' sitzt", befahl die Hausfrau.

Es mußte ein wichtiger Tag heute für Frau Euphrosina sein, denn nachdem sie ihren Hausanzug mit einem schwarzen Merinokleid vertauscht, setzte sie eine Haube mit grellrothen Bändern auf, was immer ein bedeutungsvolles Ereigniß kund gab. Herr Eusebius nannte das Aufsetzen einer solchen Haube, „das freudig bewegte Flaggenaufhissen."

Mitten in diesem wichtigen Geschäfte polterte es an der Thür und die längst erwarteten Fratzen stürmten herein. Es waren dies ein sechsjähriger Knabe und ein achtjähriges Mädchen.

„Ist das ein Wetter, Mutter, der Wind bläst Einem beinahe weg", meinte das Mädchen.

„Mutter, ich habe Hunger", klagte der kleine Franz aus vollen rothen Backen.

„Ich werd' Euch Wind und Hunger geben, wo war't Ihr nach der Schule, he? Seid Ihr wieder herumgelaufen auf der Straße?"

Diese Worte waren mit einem etwas unsanften an den Ohrenfassen ihrer Kinder von der würdigen Frau begleitet.

„Ich bin nicht schuld, Mutter, der Franz ist zum

Zuckerbäcker gegangen, ich wollte ihn nicht allein gehen lassen."

„Und da ist die Elsbeth mitgegangen", ergänzte der kleine Bursche, der es bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, sowie jetzt zum Beispiel, sehr liebte, den Finger in den Mund zu stecken.

„Ich werde Euch naschen lernen, wartet Ihr Fratzen!"

„Aber, Mutter, wir haben ja nichts gegessen."

„Weil wir kein Geld hatten", ergänzte Franz seine Schwester.

Dieses große, auch für Erwachsene oft so inhaltsschwere Wort besänftigte der Mutter Unwillen, wenigstens ward der Befehl „Marsch! Ausgezogen jetzt?" minder strenge ertheilt.

Es dauerte nicht lange, so öffnete Frau Euphrosina die Thüre des Heiligthums, und ihre freundliche Stimme rief hinein:

„Eusebius, komm', die Suppe ist auf dem Tische."

Der kleine bewegliche Gatte der dicken großen Frau klappte beim Klange der ihm so wohlbekannten Stimme einen riesigen Folianten zu, denn obgleich Herr Eusebius gerade nicht unter dem Pantoffel stand, gehorchte er seiner Frau doch sehr.

Er erschien bald darauf im sogenannten Staats-

zimmer, wo Kinder und Hunde zu gleicher Zeit auf ihn zu sprangen, und selbst der kleine Franz auf einen Augenblick das Anstaunen des riesig großen Kuchens auf dem Tische vergaß, um seinem Vater einen herzhaften Kuß zu geben. Auch Frau Euphrosina trat herzu und faßte herzinnig die Hand ihres Gatten, welcher ihr freundlich zunickte.

Nach wenigen Sekunden saß die Familie in Eintracht um den großen runden Tisch, und Frau Euphrosina schob den Kuchen immer näher vor den Gatten, den Blumenstrauß immer mehr vor seine Nase. Herr Eusebius nickte ihr dafür freundlich lächelnd zu, that aber sonst nicht dergleichen, als ob Kuchen und Blumen außergewöhnliche Dinge seien. Der kleine Schreiber hatte das Unglück, außerordentlich zerstreut zu sein, und das kam von dem gelehrten Krieskram, wie Frau Euphrosina behauptete, und der nach ihrer Meinung sein Lebtag zu nichts diente.

Herr Eusebius liebte es, eine gewisse Würde zur Schau zu tragen, sich einen gelehrten Anstrich zu geben. Armer, vortrefflicher, kleiner Mann! Auch heute schien er offenbar in sehr gelehrte Dinge vertieft, trotzdem aber aß er mit bestem Appetit seinen delikaten Kalbsbraten, und dazu einen saftig angemachten Salat.

„Eusebius, willst Du nicht mit mir anstoßen?“

sagte endlich die dicke Frau, etwas unruhig darüber, daß er so gar nicht dergleichen that über den Kuchen und den Wein, und hob ihr Glas in die Höhe.

„Gerne, liebes Weib, der Wein scheint gut", und der würdige Schreiber nippte an seinem Glase.

„Ja, der Wein ist gut, 's ist ein echter Gumpoldskirchner, auch der Kuchen ist schön gebacken, Eusebius!"

„Und so groß, Mutter", meinte Franz.

„Ja, auch der Kuchen ist vortrefflich, Frau."

„Und die Blumen, und der Kalbsbraten, Mann!"

„Ja, die Blumen und der Kalbsbraten riechen gut, Frau."

„Herjeh Mann! begreifst Du denn gar nichts?" rief hier Frau Euphrosina endlich etwas weinerlich.

„Was soll ich begreifen, liebes Weib", meinte der Schreiber, und sah verwundert in das gutmüthige, jetzt sichtlich erregte Gesicht seiner Frau.

„Daß ich den Kuchen selbst gebacken habe, am heutigen Waschtag, an einem Tage, wo ich sonst vor Arbeit nicht ein noch aus weiß. Glaubst Du, ich habe dies umsonst gethan? Aber fahre nur so fort, Mann, vergiß auch Kuchen und Blumen, die ich an einem Waschtag selbst besorgt, es verletzt mich nicht, o, nein, nicht im Geringsten, ich bin dies ja gewöhnt! Der

schöne Kuchen! wie er gut aufging, wie ein Karpfen, o, ich armes Weib, es bricht mir das Herz!" und Frau Euphrosina drückte ihr Taschentuch vor die Augen, und warf mit Entrüstung die grellrothen Haubenbänder zurück.

Herr Eusebius stand erschrocken auf, und versuchte ihre Hand zu ergreifen.

„In der That, Euphrosina, ich verstehe Dich nicht."

„Das ist's ja eben, Mann, was mich kränkt, ich bin Dir ein so getreues Weib gewesen, ließ mir's angelegen sein im Laden und in der Küche, und Du weißt nicht einmal, was heute für ein Tag?"

Der kleine Schreiber war sehr gerührt, sehr ergriffen über diesen Gefühlsausbruch seiner Gattin, aber auch sehr geängstigt, denn noch immer wußte er nicht, was heute für ein besonderer Tag sei!

Der Kuchen, gebacken am heutigen Waschtag? wer doch seine Bedeutung dem armen Schreiber enträthselt hätte! Und: „Wer doch den großen Kuchen essen dürfte", tönte es gleichzeitig in des kleinen Franz bewegtem Gemüthe nach.

„Vater, ich hab's", rief da plötzlich Elsbeth, „'s ist heute Dein Hochzeitstag!"

„Richtig! Wie konnt' ich das vergessen! Und

der Kuchen ist unser Hochzeitskuchen!“ rief Herr Eusebius erleichtert auf, denn jetzt ward's endlich klar in ihm. „Mein treues, gutes Weib, wie konnte ich einen solchen Tag auch nur einen Augenblick vergessen. Aber verzeihe mir, es war wirklich nur ein Augenblick, ich hätte mich gewiß später auf diesen schönen Tag von selbst erinnert. Willst Du mir verzeihen? komm', gute Alte, Du bist ein so gutes Weib!“

„O, Eusebius, und Du ein so guter Mann, wenn Du nur Deinen gelehrten Unsinn lassen wolltest.“

„Hast Du mir verziehen?“

„Wer kann Dir widerstehen, Eusebius, Du weißt mich zu behandeln! Heute vor zwölf Jahren gabst Du mir den ersten Kuß, und ich verkaufte den ersten Häring in meinem Laden, in meinem eigenen Laden, Eusebius!“

„Im eigenen Laden den ersten Häring! ja wohl Euphrosina!“

Und die beiden Gatten lächelten sich zu, und der kleine Schreiber umarmte die große Frau, und sie knüpfte wieder die grellrothen Haubenbänder unter ihrem Kinn zusammen.

Als so der Friede wieder hergestellt war, füllte Frau Euphrosina auf's Neue die Gläser, und griff nach dem verhängnißvollen Kuchen.

Aber wo war er denn auf einmal hingekommen, der große schöne Kuchen?

Franz und seine Schwester, vereint mit den beiden Hunden Caligula und Nero, hatten sich die elegische Stimmung der Eltern zu Nutzen gemacht, und den Kuchen einstweilen bis auf einen kleinen Rest verzehrt.

Abermals drohten aufsteigende Gewitterwolken am Ehestandshimmel, aber Herr Eusebius zerstreute sie mit seiner begütigenden Stimme, und manches Gläschen ward noch auf das Wohl der beiden Gatten geleert, die in Rückerinnerungen schwelgten. Wer weiß, wie lange dies nicht noch gedauert, wenn nicht die Magd die fleißige Hausfrau zur brodelnden Wäsche, die Kinder aber zu ihren Schularbeiten gerufen hätte.

Aber es war im Reiche der Götter einmal beschlossen, daß die Wäsche für heute nicht beendet werden sollte, denn kaum stand Frau Euphrosina wieder an ihrer Arbeit, als es draußen an der Wohnungsthüre, die zum Ausgange führte, heftig läutete.

Babi, die Magd, war soeben mit einem Theile der Wäsche zum Brunnen gegangen, um dieselbe auszuschwemmen, eine Manipulation, die, wie alle Hausfrauen wissen, viel Zeit, namentlich zum Schwatzen mit andern Dienstboten erfordert.

„Ich mache nicht auf", sagte Frau Eschmüller zu sich selbst, „denn 's ist gewiß wieder die zudringliche Bäckerin von drüben, die jeden Waschtag herläuft, um mit ihrer langen Nase in meiner Wäsche herumzustöbern."

Mit diesem Entschlusse ging die wackere Frau zu dem dampfenden Kessel, ergriff die große hölzerne Wäschkelle, und stieß damit kräftig in die kochende Wäsche, als wolle sie dadurch ihrem Aerger über die abermalige Unterbrechung Luft machen.

Es läutete noch einmal, viel stärker als früher, und die kleine Elsbeth steckte vom Wohnzimmer aus ihren Kopf durch die Thüre.

„Es läutet, Mutter, soll ich aufmachen?" fragte sie.

„Ja, Elsbeth, aber ist's die Bäckerin, so sag', ich sei nicht zu Haus'."

Die Kleine gehorchte geschäftig, und kehrte gleich wieder zurück.

„Mutter, es ist eine junge Dame draußen."

„Eine junge Dame? Na, wahrscheinlich hat wieder eine Lust nach dem Zimmer drüben, sag' ich vermieth' es an keine Damen. Das ging mir ab, habe ohnehin genug Pein mit den Herren, seit der arme Braun todt ist, und jetzt erst mit Frauen, die zu kochen, und zu waschen, und zu schwatzen, und zu kritisiren verlangen."

Und Frau Eschmüller hatte Recht. Seitdem der arme Braun todt und Breiten gefangen genommen worden war, bekam die wackere Frau keinen ordentlichen Zimmerherrn mehr. Der eine blies die Flöte bis spät in die Nacht, der Andere verlangte schon um vier Uhr Morgens warmes Rasirwasser, der Dritte aber zankte sich fortwährend mit aller Welt herum. Jetzt stand das Zimmer leer, denn der letzte Miether hatte gar auf dem Clarinett geblasen, wo dann Caligula und Nero jedes Mal ein jammervolles Geheul als Accompagment angestimmt.

„Mutter, sie will nicht das Zimmer miethen, sie will nur mit Dir sprechen", berichtete Elsbeth wieder und meint, sie wolle warten, wenn Du nicht Zeit hättest."

„Na! Das nenne ich einmal höflich sein", meinte die dicke Frau, „passirt Einem selten, das Jemand warten will, da muß ich doch nachsehen, wer das ist."

Und Frau Eschmüller spritzte den Seifenschaum abermals von ihren Händen und trocknete sich dieselben mit einem Handtuch. Dann eilte sie hinaus, und befand sich bald einem jungen Mädchen in tiefem Traueranzug gegenüber, das einen Augenblick noch schüchtern auf der Schwelle stand, dann aber mit einem einzigen Ausruf des Wiedererkennens sich in der wackeren Frau

Arme warf, die sich fest um sie schlangen. „Isabella, mein liebes, gutes Kind, ist's möglich! Bist Du es wirklich?" so rief Frau Eschmüller ein über das andere Mal, während neue Küsse der wackeren Dame des lieblichen Mädchens Mund bedeckten.

„Ja, Mutter Euphrosina, Du täuscht Dich nicht, es ist Deine arme unglückliche Bella, die Du auf Deinen Armen getragen, die Du groß gezogen hast im Hause ihres Vaters."

„Aber, mein Gott, was bedeutet dieser Anzug, Kind?" fragte nun erschrocken die biedere Frau weiter.

„Er bedeutet den bittersten Verlust in meinem Leben, den Tod meines armen, armen, Pflegevaters."

„Der Kommandant von Karnstein todt!" rief Frau Eschmüller schmerzlich, „o, mein Gott, der arme Mann, und ich wußte nichts davon! Aber mein Kind, habe ich recht gehört, sagtest Du nicht Dein Pflegevater, was soll das bedeuten?"

„Du sollst Alles erfahren, Mutter Euphrosina Nur vor allem Andern bitte ich Dich, mich bei Dir aufzunehmen für kurze Zeit."

„Kind, wie magst Du nur so fragen! Dein Lebenlang kannst Du bei uns bleiben, wenn Dir unser Haus nicht zu gering ist. War es denn nicht Dein armer Vater, der durch seine Großmuth meinen jetzigen

Wohlstand gründete, dafür nur, daß ich Dich armes, kleines Ding herumgetragen habe, und glaubst Du, die alte Eschmüller sei ein undankbares Geschöpf? Bist gewiß gekommen, Dich nach dem Tode Deines Vaters zu zerstreuen? Sei nochmals herzlich willkommen! Aber, mein Gott, ich plausche da, und lasse Dich hier im Vorzimmer stehen, anstatt Dich im Triumphe zu meinem Eusebius zu bringen, der sich freuen wird, Dich wieder zu sehen nach beinahe vier Jahren. Weißt Du, damals als Du aus dem Kloster ausgetreten bist, um für immer in Karnstein zu bleiben, da kam Dein Vater hierher in die Residenz, um Dir eine Freude zu machen, und Dir alle hiesigen Kunstschätze zu zeigen. Da kam er denn auch zu uns, der arme, vortreffliche Mann, Gott hab' ihn selig, und wir hatten eine solche Freude, Dich zu sehen; Du trugst damals noch kurze Kleider und bist jetzt ein so schönes großes Mädchen geworden, das ich mich beinahe scheue, Dich wie sonst mit dem vertraulichen „Du" noch ferner anzureden."

„Thue es immerhin, Mutter Euphrosina, Du weißt nicht, wie dankbar ich Dir für Deine Herzlichkeit gegen mich bin", sagte Isabella, und drückte die Hand der biederen Geschäftsfrau.

So plaudernd waren Beide in die Zimmer eingetreten.

„Mann, Kinder, seht wer da ist!“ rief Euphrosina erfreut. Und der kleine Schreiber eilte schnell herbei, und begrüßte den willkommenen Gast herzlich, und die Kinder umstanden neugierig das fremde schöne Mädchen, während Caligula und Nero es nach allen Seiten beschnüffelten, um nach ihrer Art klar zu werden über den neuen Ankömmling.

Frau Eschmüller aber eilte in die Küche hinaus, um von dort her eine Magenstärkung für ihren Liebling zu besorgen, die nach ihrer Meinung jedes Leid besser ertragen lasse, und Isabella mußte tapfer den leckeren Bissen zusprechen, welche die wackere Dame ihr mit mütterlicher Sorgfalt auftischte.

Dann erst mußte das junge Mädchen Alles erzählen, und Frau Eschmüller schlug vor Entsetzen über das Vernommene die Hände ineinander, und auch Herr Eusebius war sichtlich ergriffen.

„O, Du armes, armes Kind“, rief ein über das andere Mal die biedere Frau, „was hast Du gelitten, und über die Grenze kamst Du also glücklich? Gott sei Dank, das wäre schrecklich gewesen, wenn sie Dich angehalten und wieder nach Karnstein gebracht hätten. Aber bist Du denn wirklich mit dem wenigen Gelde, was Du aus Deinen Ersparnissen von früher her hattest, ausgekommen? Mein Gott, vierzig Gulden,

und die lange Reise, wie oft mußt Du gehungert haben!"

„Das weniger, Mutter Euphrosina, aber die Füße thaten mir oft recht weh, denn oft geschah es, daß ich keine Fahrgelegenheit fand, auch mußte ich mit dem Gelde sparsam sein. Aber, Gott sei Dank, jetzt ist Alles überstanden, ich bin bei Euch, und Ihr habt mich freundlich aufgenommen bis ich mir selbst ein Unterkommen suchen kann. Ich kann Euch nicht genug danken."

„Davon wollen wir noch gar nicht reden, hörst Du, Kind? Du bleibst bei uns, so lange es Dich freut, und ich will Dich als meiner Schwesterkind ausgeben bei den Leuten, ist's Dir recht?

„Ich kann Dir nicht genug danken, Mutter Euphrosina."

„Larifari! danken! Du hast nichts zu danken, wir müssen Deinem guten Pflegevater danken für all' das Gute, das er uns gethan hat, nicht wahr, Eusebius?"

„Du hast Recht, Frau, Oberst Alsing war ein wackerer Mann, der uns unsern jetzigen Wohlstand gründete, wir wollen seiner Güte uns jetzt dankbar erweisen, indem wir Sie, Fräulein Isabella, in unserm einfachen Haushalt recht herzlich willkommen heißen, und Sie bitten, unsere Heimath als die Ihrige zu betrachten."

„So ist's Recht, Mann, hast mir aus dem Herzen gesprochen, und nun noch Eines. Mußt' es schon erlauben, Bella, daß mein Alter Dich auch „Du" nennt, sonst könnte es den Leuten auffallen, weil man ein Schwesterkind sein Lebtag nicht „Sie" nennt."

„Aber Frau, was fällt Dir ein?"

„Etwas ganz Vernünftiges, mein lieber, guter Onkel", fiel Isabella schmeichelnd ein, „und ich bitte Dich recht herzlich, ihr zu folgen."

Beinahe schüchtern gehorchte der kleine Schreiber dieser Nothwendigkeit.

„Bei uns, Bella, so hoffe ich, soll kein Mensch Dir wehe thun", meinte er dann.

„Ich glaube auch, daß ich bei Euch am sichersten geborgen bin, denn Theobald dürfte meinen Aufenthalt bei Euch am wenigsten vermuthen. In Sacré Ange, wohin ich einen Moment mich zu flüchten dachte, wäre mein Aufenthalt bald entdeckt worden, und das war es, was mich bewog, diesen Plan aufzugeben. Nicht um die Welt könnte ich wieder nach Karnstein zurück. Gott weiß, wie ich selbst am besten fühle, daß ich mir mein Brod erwerben muß; aber ist man unter ganz fremden Leuten, so wird es Einem nicht so hart, in der Abhängigkeit zu leben, wie dies bei Menschen der Fall ist, von denen man früher gewöhnt war, sich ge-

schmeichelt und geehrt zu wissen, um dann plötzlich in der Armuth auf's Tiefste gedrückt zu werden. Mit der Zeit hoffe ich auch durch emsiges Forschen nach meiner Mutter Licht in das geheimnißvolle Dunkel meiner Abkunft zu bringen, und dachte ich, daß Du, Mutter Euphrosina, mir irgend einen Anhaltspunkt aus meiner Kindheit würdest geben können."

„Dies ist leider nicht der Fall, mein armes Kind, ich wollte, ich wäre es im Stande", sagte Frau Eschmüller traurig. „Als ich als Kindermädchen in den Dienst Deines Pflegevaters kam, warst Du gerade zwei Jahre alt, und meine Herrschaft betrachtete Dich in allen Dingen wie ihr eigenes Kind, so daß es mir uoch keinen Moment einfallen konnte, Du seiest es nicht. Ich weiß noch, als Du Dir eines Tages durch einen Fall eine kleine Kopfbeule schlugst, wie sehr erschrocken war da die damalige Frau Oberstlieutenant Alsing, und wie schickte man gleich nach dem Arzte, und wie war man besorgt, und gar als Du das Scharlach hattest, das war ein Jammer und eine Angst um Dich! Und so ging es bei allen Gelegenheiten. Als dann die Frau Oberstlieutenant auf dem Todtenbette lag, da war ihr letztes Wort eine Bitte an den Gatten, Dich in seinen Schutz zu nehmen. Die arme Frau! Sie hatte Dich so lieb, wie ihr eigenes Kind, und ebenso der

Herr Oberstlieutenant. Ich pflegte Dich dann bis Du in's Kloster Sacré Ange in die Erziehung kamst, und da erinnere ich mich noch, als man damals von dem Kloster aus Dein Taufzeugniß begehrte, wie es sonst der Brauch zu sein pflegt in Erziehungsanstalten, da weigerte sich Dein Vater und nannte das Begehren unnütze Dummheiten. Ich wunderte mich darüber wohl damals, aber als er ein Zeugniß seines Regimentskommandanten vorwies, welches Dich als Alsings Kind erklärte, da fiel jede weitere Aengstlichkeit weg, und man nahm Dich in Sacré Ange auf. Jetzt erkläre ich mir freilich Alles; ich meine aber, beim damaligen Regimente Deines Pflegevaters sollte man doch mehr wissen."

„Man hat sich auch nach dem Tode meines Pflegevaters an dasselbe gewendet, aber nur erfahren, daß er mich wirklich als sein Kind ausgegeben. In dem hinterlassenen Schreiben meines Pflegevaters stand ja, daß er weder Mühe noch Geldopfer scheute, um mich als sein Kind auszugeben, wie leicht kann daher ein Irrthum absichtlich vorgefallen sein. Mir wird oft so bange bei dem Gedanken, daß kein Licht dieses Dunkel erhellen, daß ich am Ende nie erfahren werde, wer meine Mutter gewesen."

„Nicht doch, mein liebes Kind", meinte begütigend

der kleine Schreiber, als er die dunklen Augen seines Schützlings sich mit neuen Thränen füllen sah, „nicht doch, man muß niemals die Hoffnung auf Etwas aufgeben, dann erreicht man auch sein Ziel, und ich glaube zuversichtlich, daß durch irgend einen Zufall sich einmal, vielleicht erst nach Jahren, Alles klären wird.“

„Und glaube nur meinem Alten, Bella, er ist ein gescheidter Mann“, sagte Frau Euphrosina wichtig und zum erstem Male erschien ihr die Gelehrsamkeit ihres Gatten in einem bessern Lichte, denn sie konnte mit derselben ihren Liebling trösten.

Noch lange sprachen die wackeren Leute über ihres neuen Schützlings Zukunft, und der erste friedliche Abend nach langer, schmerzvoller Zeit senkte sich auf das junge Mädchen nieder, und schloß ihr die ermüdeten Augen zum Schlafe.

Nach wenigen Tagen schon war Isabella heimisch in dem kleinen Familienkreise, hatte ihre Tagesbeschäftigung einigermaßen geordnet, und erfreute sich der Zuneigung aller Familienmitglieder. Selbst Caligula und Nero suchten ihre Freundschaft dem jungen Mädchen auf alle Art zu beweisen.

Isabella half Frau Euphrosinen in den häuslichen Beschäftigungen so gut sie es vermochte, und wünschte auch im Laden beschäftigt zu werden, was aber die

wackere Frau nicht duldete und behauptete, ihre feinen Hände seien zum Abwiegen von Seife und Käse nicht geschaffen. Dafür half nun Isabella Herrn Eusebius in seinen Copirarbeiten und hielt die Oberaufsicht über die Schulübungen der Kleinen. Sie fand in dem kleinen Kreise bald jene Ruhe des Gemüthes wieder, die ein gesundes unverbildetes Menschenherz so leicht im Umgange mit reinen Naturen wieder gewinnt. Wohl dachte sie noch oftmals der unwürdigen Behandlung, welche ihr im Hause ihres Vormundes zu Theil geworden und ihre lebhafte Einbildungskraft trug wenig dazu bei, sie dieselben vergessen zu machen; doch bei aller Bitterkeit ihrer Seele, welche sich ihrer bei diesen Rückerinnerungen bemächtigte, vermochte dieselbe nicht, ihre wiedergewonnene Gemüthsruhe zu verdrängen.

Dies war auch bei dem Andenken an Max von Breiten und Martha, sowie deren Bruder der Fall. Isabella gedachte derselben, wie man sich eines längst entschwundenen schönen Traumes erinnert; nur ihr Glauben, ihr Vertrauen in die einstigen Freunde war dabei verloren gegangen. Dieselben hatten sie verlassen in der Zeit ihrer bittersten Armuth und Noth und sie suchte daher sie zu vergessen. Obwohl ihr dies schwer ward und das Bild der fernen Freunde noch oft vor ihre Seele trat, so suchte sie es zu verbannen, wie

man ein Gemälde entfernt, das einen entstellenden, garstigen Fleck erhalten hat, den man nimmer zu reinigen vermag. Oft versuchte es Frau Eschmüller, welcher Isabella schon längst Alles mitgetheilt, die fernen Freunde zu vertheidigen, doch Isabella schüttelte dann stets traurig das Köpfchen und meinte wehmüthig: „Ich zürne ihnen ja nicht, daß sie mich vergessen konnten in meiner schwersten Prüfungszeit; mögen sie glücklich werden; es thut mir nur leid, daß ich mich so bitter in ihnen getäuscht.“

„Und ich sage Dir, Kind, daß ich es nimmer glauben werde, Breiten könne so handeln, wenn vielleicht auch Deine Freundin und ihr Bruder dies vermocht. Da muß etwas Außerordentliches passirt sein, sag' ich Dir!“

„Aber was denn, Mutter Euphrosina, den Brief haben Beide erhalten, ich reklamirte ja den Schein bei der Post.“

„Nun, kann Breiten nicht gestorben sein, nachdem er den Brief erhalten?“

„Mein Gott, Mutter Euphrosina, wie magst Du nur so reden?“ sagte erbleichend das junge Mädchen, denn ein solcher Gedanke war ihr noch niemals gekommen.

„Besser todt, als schlecht und undankbar!“ meinte

energisch die biedere Frau und stopfte dabei ein großes Loch in dem Strumpfe ihres Eusebius, „und weil Breiten nach meiner Meinung nicht schlecht und undankbar sein kann, so muß ihm etwas passirt sein. Dort in den heißen Ländern giebt es Fieber aller Art, wie mein Eusebius sagt und da kann er leicht eines davon erwischt haben.“

An demselben Abend kniete das junge Mädchen in dem einsamen stillen Zimmer, das einst Braun und Breiten beherbergt, vor ihrem Bette nieder und ein inniges Gebet entströmte ihrem Herzen.

„Besser todt, als schlecht und undankbar!“ sagte auch sie.

Des andern Tages waren am Abend einige Hausfreunde bei dem Eschmüller'schen Ehepaar versammelt. Frau Euphrosine liebte es, zur Zerstreuung ihres kleinen gelehrten Eusebius hier und da eine kleine Tarokpartie zu veranstalten.

„Mein armer kleiner Mann muß sich zerstreuen, weißt Du“, sagte sie an jenem Tage zu Isabella, „deshalb lade ich hier und da einige gute Nachbarn ein. Da kommt auch heute Abend unser Hausarzt, ein recht netter lieber Mann, hat freilich noch wenig Praxis, aber wird schon noch welche kriegen. Er besucht auch oben als Arzt die Schwester des Herrn

Allen, die irrsinnig sein soll, wie man sagt, was ich aber mein Lebtag nicht recht glauben kann, denn sie schreit und jammert nicht, wie Narren es ja sonst thun. Da wollen wir denn im Sitzzimmer die Wachslichter auf den versilberten Leuchtern anzünden und auf den länglichen Tisch stellen, dazu Backhühner und Schinken hergeben mit echtem Pilsner Bier und da sollst Du einmal sehen, wie wir uns Alle herrlich dabei unterhalten."

Und Isabella, der glänzende Stern im Salon ihres Pflegevaters, empfing in ihrem einfachen Trauerkleidchen die Gäste ihrer Beschützer, die großentheils aus Kleinbürgern bestanden, mit der nämlichen Liebenswürdigkeit, mit der sie einst zu Karnstein durchreisende Generäle und Minister empfangen hatte.

Doktor Mohn, ein nicht hübscher semmelblonder Mann mit gutmüthigen Zügen ward von der Hausfrau und Herrn Eusebius als eine Art Standesperson respectirt. Mit großem Interesse wandte er sich mit der Frage an die Hausfrau, wer denn das hübsche junge Mädchen im Traueranzug sei, das so freundlich mit der Frau des Kleinhändlers Leeb spreche.

„Ach, ich vergaß, Ihnen mein Schwesterkind vorzustellen, Herr Doctor", sagte die dicke Frau so laut, daß auch alle übrigen Gäste es vernehmen konnten.

„Komm einmal her, Kind", wandte sie sich an Isabella, „daß ich Dich vorstelle."

Man umringte nun das junge Mädchen und betrachtete es von allen Seiten mit der Neugierde echter Klatschbasen; nur Doctor Mohn schien für Isabella ein tieferes Interesse an den Tag zu legen; forschend sah er zu wiederholten Malen das junge Mädchen an. Nie in seinem Leben meinte Doctor Mohn so wunderschöne Augen gesehen zu haben, als dies bei Isabella der Fall war; der Blick derselben, in ihrem durchgeistigten Ausdrucke, fesselte ihn unwillkürlich. Diese Augen erweckten Erinnerungen in dem jungen Doctor, die er vergeblich in ein klares Licht zu bringen suchte. Es schien ihm eine unumstößliche Gewißheit, daß er Isabella's Augen schon irgendwo im Leben begegnet und selbst des jungen Mädchens Stimme schien ihm bekannt, aber umsonst versuchte er es, sich Klarheit über diesen Punkt zu schaffen. Es erging ihm, wie so Vielen, die gewiß sind, schon irgendwo einem Menschen begegnet, einer Gegend ansichtig geworden zu sein, sich aber umsonst an das „wo" zu erinnern suchen.

„Ist Ihre Nichte schon lange hier?" fragte er über den Taroktisch hinüber Frau Eschmüller und sandte dabei einen forschenden Blick nach Isabella, die

mit einer Handarbeit beschäftigt neben einem ältlichen Fräulein mit langer Habichtsnase saß, die im Geruche stand, Gedichte zu verfertigen, in Wahrheit aber nie weiter als zu Stammbuch-Knittelversen kam, welche sich in Mein und Dein, Liebe und Triebe, Hangen und Bangen ergingen und für gewöhnlich darin auch ihr seliges Ende fanden. Fräulein Distelholz' Gedichte boten aber auch noch das Vortreffliche, daß sie der Verfasserin selbst am besten gefielen und daß außer ihr dieselben Niemand las.

„Seit einer Woche", antwortete Frau Eschmüller auf die Frage des Doctors.

„Merkwürdig, Frau Nachbarin, daß Sie uns niemals von diesem Ihrem Geschwisterkind etwas erzählt haben", meinte die dürre Bäckerin von drüben, die alle Waschtage kam und verlor dabei einen angesagten Ultimo.

„Weil es überhaupt nicht meine Sache ist, über meine Angelegenheiten immer zu plaudern", entgegnete Frau Eschmüller energisch, „und was hätte ich auch reden sollen über das arme Kind? Etwa, daß es seinen Vater und Mutter verloren, oder daß es blutarm und bildhübsch ist? Ich glaube, Beides interessirt die Frau Nachbarin sehr wenig."

Damit war jede weitere Erörterung abgeschnitten,

denn man kannte Frau Eschmüller gar wohl, daß sie nicht sprach, wenn sie nicht reden wollte.

„Kennen Sie Schillers Gedichte?“ wandte sich die Stammbuchdichterin an Isabella.

„Wie sollte ich diese herrlichen Dichtungen nicht kennen?“ meinte das junge Mädchen einfach.

„Sehen Sie, ich will Ihnen etwas anvertrauen. Bei allen meinen Gedichten nehme ich mir Schiller zum Vorbilde, so zum Beispiel bei diesem hier“, und Fräulein Distelholz räusperte sich, nachdem sie ein Pack Manuscripte aus der Tasche gezogen, lehnte sich schmachtend zurück in ihren Stuhl, und warf einen zärtlichen Blick hinüber nach dem jungen Doktor. Aber war es nun die etwas zu lange Nase Fräuleins Distelholz', oder das Manuscript in ihren Händen, daß der zärtliche Blick seine Wirkung verfehlte, gewiß ist, daß Doctor Mohn für seine Treffle-Dame viel mehr Aufmerksamkeit besaß als für Fräulein Distelholz, was die hagere Dame in eine Art von nervösen dichterischen Krampfes verfallen ließ, in welchem das Herz und der Schmerz, das Leid und die Pein, die Gluth und die Wuth in entsetzenerregender Schnelligkeit einander folgten.

„Nun, wie finden Sie meine Gedichte?“ fragte sie endlich tief aufathmend, „nicht wahr, es hat Aehnlichkeit mit Schillers Taucher?“

Isabella ward die Antwort durch den Eintritt Babi's mit dem großen Präsentirteller erspart und sie beeilte sich, die Delicatessen auf einem nebenstehenden Tische zu ordnen, welche ihr ungleich schmackhafter vorkamen, als Fräulein Distelholz' Gedichte.

„Wenn Sie mich näher kennen, so werden Sie auch eine moralische Aehnlichkeit zwischen mir nnd dem großen Schiller finden", lispelte Fräulein Distelholz ihr nach und warf abermals einen zärtlichen Blick nach Doctor Mohn hinüber. Ja sie stand sogar auf und stellte sich an seine Seite zum Taroktisch.

„Diese Pique-Dame mag jetzt schon der Kuckuck holen, ich werde sie sonst nicht los", sagte Doctor Mohn soeben und spielte die überzählige Dame aus.

„Sie haben mit den Damen Glück, Doctor, sie verfolgen Sie", meinte Herr Eusebius lächelnd, als die Pique-Dame glücklich durchging.

„Ich danke Ihnen für dieses Compliment", antwortete Mohn gutgelaunt.

„Sie müssen mir eine Medizin verschreiben, Doctor", lispelte verschämt Fräulein Distelholz, „mir ist oft so weh im Herzen."

„Besser im Herzen als im Magen, mein liebes Fräulein", erwiderte der Arzt trocken. „Wenn Einem etwas im Herzen liegt, so gibt's tausenderlei calmirende

Mittel, wenn Einem aber etwas so recht im Magen liegt, brr, das ist schlimm! Aber das Spiel ist zu Ende und ich habe nur Vierunddreißig."

Die Tarokpartie erhob sich lächelnd und bald sprach man dem guten Pilsner Bier und den Backhühnern wacker zu. Nur Isabella aß wenig und nippte blos an ihrem Glase.

Ueberhaupt lag in der ganzen Art und Weise des jungen Mädchens etwas, was so gar nicht recht in diese einfache Gesellschaft paßte. Isabella war schön, ihr Wesen voll Anmuth und Leichtigkeit, ihre Bewegungen graziös und wiederholt fragte sich Doctor Mohn, wo das junge Mädchen, die Tochter einfacher Landwirthsleute, wie Frau Eschmüller sagte, diese ungewöhnliche Bildung bekommen habe.

Die Unterhaltung war eine lebhafte und das Gespräch drehte sich um die verschiedensten Dinge. So kam man auch auf Herrn Allens Verwandte im obern Stocke zu sprechen, welche der Arzt behandelte.

„Sie ist sehr schwer erkrankt, wie ich gehört, wie geht es ihr heute?" fragte eine behäbige Tischlersfrau der Nachbarschaft, welche sich um alle Geburts-, Hochzeits-, Krankheits- und Sterbefälle der Umgegend bekümmerte.

„Es geht ihr schlecht," meinte Mohn theilnehmend

und ich glaube kaum, daß es die Aermste noch lange macht."

„Was fehlt ihr denn eigentlich?" fragte Frau Eschmüller, begierig die günstige Gelegenheit ergreifend, etwas über die ihr so interessante Fremde zu erfahren.

„Sie ist schwindsüchtig," antwortete der Arzt achselzuckend.

„Sagen Sie mir, ist es denn wahr, daß sie irrsinnig ist, man kennt ihr doch eigentlich gar nichts an", fuhr Frau Eschmüller fort.

„Ihr Verstand ist etwas zerrüttet, obgleich man dies eigentlich noch keinen Wahnsinn nennen kann. Sie leidet an einer fixen Idee", erklärte Mohn.

„Und die besteht?"

„Daß sie fortwährend nach ihrem Gatten ruft, wo sie doch niemals verheirathet war. Eine unglück-Liebe ist schuld an ihrem Unglücke, wenigstens behauptet dies ihr Bruder."

„Eine unglückliche Liebe, welch' ein Schmerz für ein Herz", recitirte Fräulein Distelholz elegisch und fuhr mit ihrer dürren Hand durch die ebenso dünnen Schmachtlocken.

„Die Aermste", meinte die Tischlersfrau und strich sich ein dickes Butterbrod auf.

„Sie wird auf das Sorgfältigste von ihrem

Bruder gepflegt und auch sie ist ihm sehr anhänglich", sagte Mohn. „Ich hätte eine solche Sorgfalt nie bei Herrn Allen für möglich gehalten, der im Ganzen ein etwas rauher Patron ist und durchwegs nicht viel Bildung hat, ganz der Gegensatz seiner Schwester, welche in früheren Zeiten sehr verständig gewesen sein, und namentlich viel gelesen haben muß. Herr Allen behauptet, das sei eben ihr Unglück, sie sei viel zu gegelehrt für ein Frauenzimmer gewesen."

„Siehst Du, Eusebius, daß Gelehrsamkeit zu nichts taugt, 's ist ein unnützer Tandelkram, wie ich ja immer sage", meinte Frau Euphrosina.

„Für Euch Frauenzimmer, ja", erwiderte Herr Eusebius lächelnd.

„Das finde ich nicht", eiferte Fräulein Distelholz.

„Nun, ich für meinen Theil würde zum Beispiel niemals eine Dichterin heirathen", sagte Mohn trocken.

„Und ich niemals einen Arzt, denn ich würde fürchten, er vergiftete mich", schnarrte Fräulein Distelholz mit einem Blicke auf Mohn, der ärgeres Gift als alle bella donna der Welt enthielt.

„Nun, nun, Fräulein, so war es ja nicht gemeint, oder dichten Sie etwa? Das würde mir leid thun, denn —"

Er vollendete den Satz nicht, aber sein spöttischer

Blick streifte Fräulein Distelholz, indessen ein leiser Seufzer seine Brust hob.

„Ach, Sie sind ein Tausendsassa", kicherte Fräulein Distelholz und warf einen neuen schmachtenden Blick auf Mohn, der sich in die Faust lachte. Die hagere Bäckerin rief zu einer neuen Tarokpartie, denn sie war eine leidenschaftliche Spielerin. Mohn entschuldigte sich, nicht von der Parthie sein zu können, da er gezwungen sei, heute noch mehrere Krankenbesuche zu machen und also bald fortzugehen denke und so mußte Fräulein Distelholz denn seinen Platz einnehmen.

Doctor Mohn ging nun wohl nicht fort, sondern als Isabella wieder nach einer Weile aus dem Nebenzimmer ins Spielzimmer trat und sich mit einer feinen Stickerei zur Lampe an den Nebentisch setzte, ergriff auch er einen Stuhl und setzte sich neben sie, was Fräulein Distelholz zu der Frage veranlaßte, ob denn das junge Mädchen nicht Karten spielen könne.

„Nein, ich hatte leider nie die Geduld, ein Kartenspiel zu erlernen", antwortete Isabella lächelnd.

„Das soll und muß jedes junge Mädchen kennen", meinte giftig die Distelholz.

„Ich kenne Ihren Onkel und Ihre Tante schon lange", sagte in etwas leiserem Tone Mohn zu Isa-

bella, „aber ich gestehe, daß ich niemals von einer Nichte derselben sprechen gehört. Meine Ueberraschung, eine solche hier zu sehen, war groß, aber sehr angenehm.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Doctor“, antwortete sie erröthend.

„Und werden Sie länger bei Ihren Verwandten bleiben?“

„Ich glaube kaum, denn ich will mich um eine Anstellung als Erzieherin oder Gesellschafterin umsehen.“

„Man verlangt aber von einer solchen heut' zu Tage leider sehr viel; besitzen Sie denn die nöthigen Kenntnisse dazu?“

„Meine Kenntnisse sind freilich geringe“, meinte Isabella schüchtern, „doch ich will es einmal versuchen.“

„Vielleicht könnte ich Ihnen behülflich sein, Fräulein. Unter meinen Patienten zum Beispiel ist eine Commerzienräthin, die jetzt auf einige Wochen in ein Bad reiste auf meine Verordnung. Dieselbe sucht für ihr sechsjähriges Töchterchen eine junge Lehrerin, und bat mich, im Falle mir etwas derart bekannt würde, es ihr mitzutheilen.“

„Sie sind wirklich zu freundlich, Herr Doctor.“

„Mein Gott, das thue ich ja gerne, mein Fräulein. Sprechen Sie fremde Sprachen?“

„Ja, mein Herr. Ich spreche französisch, italienisch und englisch, zeichne und male, spiele Clavier und singe; ob ich aber Alles genügend verstehe, weiß und kann ich nicht sagen.“

„Ihre Eltern müssen viel auf Ihre Ausbildung verwendet haben“, sagte Mohn sichtlich überrascht.

„Man bildete mich eben zur Erzieherin heran“, sagte Isabella rasch, indem eine tiefe Röthe ihr liebliches Gesicht bedeckte.

Es ward nun beschlossen, daß Mohn sich bei der Rückkehr der Commerzienräthin für das junge Mädchen verwenden solle. Man plauderte noch eine Zeitlang, und dann erhob sich der Arzt, um fortzugehen.

„Ich hoffe, wir sehen uns von nun an öfter“, sagte er gutmüthig, und reichte Isabella seine Hand.

Und von jenem Tage an ward er auch ein wirklich fleißiger Besucher des Eschmüller'schen Hauses. Die schwarzen Augen Isabella's zogen mit magnetischer Kraft an. Auch das junge Mädchen war ihm zugethan; sein freundliches Benehmen that ihr wohl; Frau Euphrosina aber freute sich der Zuneigung des jungen Arztes gar gewaltig, und schmiedete schon bei sich einen ganz netten Heirathsplan, in welchem Isabella in einem hübschen weißen Mullkleidchen mit einem grünen Kranz im Haar die Hauptrolle spielte. Als daher nach Verlauf von vier

Wochen Mohn wirklich mit einem förmlichen Heiraths-antrag herausrückte, da meinte sie, er sei ein ganz achtbarer Mann, und werde auch noch einst recht berühmt werden, wie sie neulich deutlich aus den Karten gesehen habe; Isabella solle daher zugreifen, denn Mohn sei ein Mann in Amt und Brod, der seine Frau gewiß vor jeder Unbill schützen werde. Das junge Mädchen aber schüttelte verneinend das Köpfchen, und als Mohn mit schlichten Worten um ihre Hand anhielt, da dankte sie ihm wohl gerührt für seine Freundlichkeit, gab ihm aber einen abschlägigen Bescheid.

„Seien Sie mir deshalb nicht böse, lieber Doctor, aber ich habe zum Heirathen so gar keine Lust“, meinte sie aufrichtig.

„Wie soll ich Ihnen böse sein darüber, daß sie mich garstigen Pflasterschmierer nicht heirathen wollen“, antwortete der ehrliche Arzt, nachdem der erste Schmerz, welchen der abschlägige Bescheid ihm verursachte, vorüber war. „Gott erbarme sich nun aber meiner, jetzt bleibt mir wirklich nichts Anderes mehr übrig, als Fräulein Distelholz zu heirathen, denn bei jungen Damen habe ich wirklich kein Glück. Aber deshalb bleiben wir einander doch gut, nicht wahr?“

Und Isabella schlug mit herzlichem Wohlwollen in die ihr dargereichte Hand ein.

Drittes Kapitel.

Im Süden.

Wir wissen, daß Breiten auf seiner Kunstreise auch in Cairo angelangt war. Das damals an Künstlern noch nicht so reiche Land der Pharaonen bot dem jungen, strebsamen Manne ein reiches Feld, seine Kunst praktisch verwerthen zu können, und so beschloß er, für einige Zeit hier zu verweilen. Sein erster Gang in Cairo galt Weimar und dessen Schwester und er wurde von Beiden auf das Herzlichste bewillkommt. Weimar ging dem jungen Künstler werkthätig an die Hand und so schlecht vor einigen Jahren damals seine Bilder in der Heimath gezahlt wurden, so viel Anerkennung fand Breiten jetzt im Süden.

Der Zwang der neuen Verhältnisse, die Nothwendigkeit, sich eine Existenz zu suchen, sowie der Anblick

der sich vor ihm täglich mehr entfaltenden Reize dieses Zauberlandes, reagirten in wohlthätiger Art auf des Künstlers bedrücktes Gemüth, und wenn es auch noch längerer Zeit bedurfte, um den schweren Kampf des Entsagens siegreich durchzukämpfen, das geistige Auge abzuwenden von dem einzigen Weibe, das er geliebt und welches einem Andern bestimmt war, so gelang es ihm doch nach und nach Herr zu werden über seine Gefühle. Er schrieb von Zeit zu Zeit nach Karnstein, und jeder seiner Briefe ward von dem Kommandanten in herzlicher Art beantwortet. Isabella's ward darin nie erwähnt und nur in seinem letzten Schreiben hatte der Kommandant an Breiten sowohl, als auch an Martha's Bruder von der baldigst bevorstehenden Hochzeit seiner Tochter gesprochen. Auch Isabella's Brief an die Freundin enthielt, wie wir wissen, ähnliche Andeutungen. Weimar und Breiten sprachen wohl oft über die Tochter des Kommandanten zusammen, aber Martha gegenüber schwieg der junge Künstler und das junge Mädchen war zartfühlend genug, dieses Schweigen zu ehren. Martha vermuthete wohl, daß Isabella Breiten nicht gleichgültig gewesen, doch etwas Bestimmtes erfuhr sie niemals darüber, da der junge Künstler in diesem Punkte mehr als verschlossen war.

Isabella's Briefe blieben eine Zeitlang ganz aus, nachdem sie von ihrer bevorstehenden Hochzeit gesprochen hatte und ihre Freunde in Cairo wunderten sich darüber eben deshalb nicht besonders.

„Sie wird mit den Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit beschäftigt sein, und keine Zeit zum Briefschreiben übrig haben", meinte Martha.

Die innige Theilnahme, welche Weimar dem jungen Künstler neuerdings dadurch erwiesen, daß er ihm mit Rath und That in seinem Künstlerwirken an die Hand ging, schloß das Band fester, das Breiten an die liebenswürdigen Geschwister fesselte, und es entstand aus dem freundschaftlichen, täglichen Umgang ein herzlicher Verkehr. Martha lebte durch die Nähe dessen, dem ihr Herz gehörte, neu auf und Weimar, dem im Leben nichts als seine Schwester, die er zärtlich und aufopfernd liebte, geblieben war, entgingen die Eindrücke nicht, welche Martha's Gefühlsleben in sich aufnahm, und es darf uns nicht wundern, wenn er wünschte, die geliebte Schwester glücklich zu wissen.

Es war zu Ende des Monates April des nämlichen Jahres, in welchem der biedere Kommandant sein Leben ausgehaucht. Während bei uns im Norden die Schneeglöckchen und Primmeln erst ganz schüchtern ihre Köpfchen aus dem jungen Grase erhoben, gleichsam

als wollten sie erst anfragen, ob die Luft auch schon milde genug für die jungen zarten Geschöpfe sei, blühten im Süden in üppigster Pracht die Rosen und Myrthen. Und während man bei uns sich noch an manchen recht kühlen Tagen fröstelnd an den warmen Ofen stellte, wehte in Cairo eine laue milde Sommerluft. Die Orangen und Akazien dufteten und die Granaten prangten in wunderbarer Frische, und mengten sich mit den herrlichsten Blumen des Frühlings.

Etwas weiter entfernt von der eigentlichen Stadt, reizend in maurischem Style erbaut, lag das von Weimar gemiethete Häuschen, zwischen blühenden Gärten gebettet, von Jasmin, Rosen und Lila-Akazienbüschen umgeben. Breiten hatte dies Häuschen einst „Mon refuge" genannt, und seit jener Zeit war dieser Beiname ihm geblieben. Für ihn war es auch zu einem „refuge" geworden, wohin er sich nach des Tages Arbeit in den Kreis der ihm lieb gewordenen Freunde zurückzog, um mit ihnen den Abend entweder im heiteren Gespräche, musicirend oder mit noch anderen Bekannten aus der deutschen Heimath plaudernd zu verleben. Hier war es, wo er mit Martha seine Ansichten über die Malerkunst austauschte, wo so mancher Gedanke von ihr dem Genie des Künstlers Anlaß zu neuen Werken wurde. Wie fast alle von der

Natur Vernachlässigten, besaß Martha seltene Geistesgaben, welche ihre Nähe zu einer fesselnden bildeten. Man vergaß ihrer kleinen unscheinbaren Gestalt, man lauschte nur ihrer seltenen, verständigen Redegabe, ihren treffenden überzeugenden Bemerkungen, ihren vielfachen Kenntnissen in jeder Richtung.

Das junge Mädchen saß auf der Veranda des Landhauses. Die Abendsonne spielte mit den goldblonden, schweren Flechten ihres Hauptes. Wie ein verzaubertes Feenland lag Cairo vor ihr mit seinen Kuppeln und Minarets, seinen zahllosen Moscheen, seinem Häusermeer. In dunkelrothem Glanze sank die Sonne hinter das lybische Gebirge, das Mokkatam-Gebirge im Osten erglühte im schönsten Lichte und das Wasser des Nils färbte sich in Sonnengluth, während die Insel Rhoda wie ein kleines Paradies dalag. Alles war in tiefleuchtendes Orangegold getaucht und wie ein wundervolles Traumbild, phantastisch überirdisch erschien die ganze Gegend. Wie in goldener Fassung erglühten noch einmal die mächtigen Nilakazien und Sykomoren, deren dunkelgrüne breite Kronen die Stadt wie in einem Gürtel einrahmten und die flachen Dächer und Kuppeln Cairo's schimmerten nochmals leuchtend auf, um alsbald zum reizenden Märchentraum zu verflüchtigen.

Die Annäherung an die Tropen läßt auch in Cairo die nächtliche Dunkelheit fast ohne alle Vermittlung hereinbrechen und eine empfindliche Kühle folgt oft der Tageshitze ohne Uebergang. Martha erhob sich und trat in das Haus zurück. Dort begegnete ihr Weimar. Er trug ein rekommandirtes Schreiben in der Hand, welches auf seiner Adresse Isabella's zierliche Schriftzüge trug.

„Endlich ein Schreiben meiner Freundin", rief Martha erfreut und nahm den Brief entgegen.

Breiten war an jenem Tage viel mit der Vollendung eines Gemäldes beschäftigt gewesen. Sein Atelier lag in einer der belebteren Straßen Cairo's, in der Muskystraße. Es ist dies eine schöne Straße, in der uns auch an heißen Tagen eine prächtige Kühle erfrischt, denn oberhalb sind die Häuser, die hier alle ohne Dach sind, mit Latten und Gitterwerk gedeckt, was eine schattige angenehme Kühle verbreitet. In der Muskystraße befinden sich die vornehmeren Läden der Europäer, und Weimar war es, der Breiten veranlaßte, hier sein Maleratelier aufzuschlagen.

Wie aus einem Bienenkorbe summte das geschäftige Leben Cairo's herauf in das einsame, stille, kühle Maleratelier. Das Volk unten wogte und drängte sich und schrie hinaus in die durchwärmte Sommer-

luft; Breiten aber arbeitete ruhig weiter. Da pochte es an seiner Thüre, sein kleiner Bote trat ein. Er kam vom Consul, wohin er täglich zum Abholen etwaiger Briefe für seinen Herrn ging. Breiten sah von seine Arbeit empor und warf einen fast gleichgültigen Blick auf ein rekommandirtes Schreiben. Wer konnte ihm schreiben? Sein Vater war bereits seit mehr als einem halben Jahre todt, wie er während seines kurzen Aufenthaltes in der Residenz erfahren. Er war gestorben ohne des Sohnes zu gedenken, ohne ihm zu verzeihen! Mit seiner Stiefmutter stand er in keinem brieflichen Verkehre und von dem Kommandanten von Karnstein hatte er erst vor wenigen Tagen einen Brief erhalten; sonst aber besaß er keine Freunde mehr in der Heimath, denn selbst der alte Anton ruhte seit Jahr und Tag auf dem Breitenfelder Friedhofe.

Mechanisch griff er nach dem Briefe. Aber wie pochte plötzlich sein Herz, wie stieg ihm die Freudenröthe in's Gesicht, als er auf dem Couvert Isabella's schlanke, ihm so wohlbekannten Schriftzüge erblickte!

Was war vorgefallen, daß sie selbst ihm schrieb?

Der Brief war schwarz gesiegelt, mit der Namenschiffre des Kommandanten von Karnstein versehen! Wer war gestorben? Heiliger Gott! Sollte die Vorsehung selbst eingegriffen haben in das Schicksal der

beiden Liebenden, Isabella durch den Tod Theobald's frei geworden sein? So rief es mit wiedererwachter, stürmischer Hoffnung in seiner Brust belebend auf. Mit zitternder Hand löste er das Siegel und sein Blick fiel auf ihm unbekannte Schriftzüge.

Armer Breiten!

„Euer Hochwohlgeboren!" lautete das Schreiben. „Ich weiß nicht, ob Sie bereits durch die Zeitungen von dem betrübenden Falle in Kenntniß gesetzt sind, welcher Isabella und mich betroffen. Oberst Alsing, der tapfere Kommandant von Karnstein ist nicht mehr. Während eines Tumultes der Schanzsträflinge wurde er am dreizehnten dieses Monats durch einen Steinwurf getödtet. Sie wissen, wie Isabella ihn liebte und können daher ihren Schmerz ermessen. Sie wollte Ihnen sowohl als Weimar's selbst diese traurige Nachricht mittheilen, doch ich übernahm für sie diese traurige Pflicht, da sie kaum im Stande war, die wenigen Zeilen der Adresse zu schreiben. Meine Hochzeit wird wegen des Todesfalles schon in wenigen Tagen in aller Stille stattfinden, denn meine Braut bedarf meines Schutzes jetzt um so mehr. Bis der Brief bei Ihnen anlangt, sind wir bereits getraut, und wir wollen dann eine weitere Reise unternehmen, um durch fremde Umgebungen den schrecklichen Eindruck zu lin-

dern, welchen der Todesfall meines Onkels hervorgebracht. Ich verkannte sie einst, Herr Baron, bitte Sie aber, den Ausdruck der Hochverehrung jetzt entgegen zu nehmen, nachdem ich durch meinen armen Onkel erfahren, wie Unrecht ich Ihnen that. Meine Braut bittet mich, Sie zu grüßen und ich verharre und so weiter Theobald Alsing."

Ein ähnliches Schreiben hatte auch Martha an jenem Tage erhalten; das Schreiben, welches ihr Weimar übergeben.

Um diesen, wie der Leser sieht, wohl überlegten, von der grausamsten Bosheit diktirten Brief zu erklären, genügt es, zu sagen, daß Theobald damals die von Isabella an ihre fernen Freunde gerichteten Briefe, welche der bestochene Diener ihm ausgefolgt, vorsichtig erbrochen und mit dem Rechte des Vormundes gelesen. Er vernichtete alsdann des armen Mädchens wirkliche Schreiben und steckte in die mittelst vorsichtiger Auflösung des Siegels gänzlich unbeschädigten Couverts die von ihm selbst geschriebenen Zeilen, und schloß sie mit dem Siegelringe des Verstorbenen. Die Fälschung war so gut gelungen, daß der Diener, als er die Briefe später zur Post tragen mußte, sich eines leisen Seufzers der Erleichterung nicht enthalten konnte, und leichten Herzens den ihm von Theobald ertheil-

ten Befehl vollzog, die Briefe zur Post zu tragen und die darüber ausgestellten Recepisse Isabella zu übergeben.

„Für das bloße Ansehen der Briefe“, meinte der Diener bei sich, „kann ich mir schon erlauben, ein so einträgliches Geschäft fortzusetzen, und er beeilte sich von da ab, alle Briefe Isabella's zur Besorgung entgegen zu nehmen, um sie vorerst seinem Herrn zu übermitteln, eine Manipulation, welche er dahin ausdehnte, daß er alle für das junge Mädchen einlaufenden Briefe vorher deren Vormunde übergab. Daher kam es, daß Theobald die einlaufenden Beileidsschreiben der fernen Freunde, anstatt sie Isabella auszuhändigen, einfach vernichtete. Er erreichte seine Absicht vollkommen. Isabella glaubte sich von den Freunden verlassen, während Jene sie auf ihrer Hochzeitsreise vermutheten und da weder Weimar's noch Breiten in sonstiger näherer Verbindung mit Karnstein standen, so blieben ihnen auch die näheren Daten des traurigen Todesfalles unbekannt.

„Der Traum ist vorüber für immer“, murmelte Breiten bleich und mit bebenden Lippen. Lange saß er da, bewegungslos, den Kopf in beide Hände gestützt; endlich aber ermannte er sich und gedachte wieder der Wirklichkeit.

6*

Nichts wirkt einschneidender, aber auch heilsamer auf ein erregtes Gemüth, als die Gewißheit der Unwandelbarkeit einer vollendeten Thatsache, weil durch sie jedes fernere Nachgrübeln völlig nutzlos wird. Auch bei Breiten trat diese Wirkung ein und als er hinauskam in das bunt bewegte Straßenleben Cairo's, um den Freunden in „Mon refuge" von dem erhaltenen Briefe Mittheilung zu machen, da legte sich die Aufregung seines Gemüthes und das bunte Menschengewühl that ihm beinahe wohl. Er ging die lange, herrliche Muskystraße hinab und überall wogte das froh bewegte Menschenleben um ihn. Das Geschrei der Sais, welche als Vorläufer den Wagen voranlaufen, mengte sich mit den jammernden Tönen bettelnder Derwische in ihren seltsamen Mützen, und Türken, Griechen, Araber drängten an einander vorbei im dichten Gewühl. Manch' schönes Augenpaar blitzte dem jungen Franken aus der Höhlung des dichten weißen Schleiers entgegen, und Soldaten mit gelben Gesichtern und zweifelhaft weißen Jacken drängten sich an ihm vorbei. Katholische Mönche, Mollah's in hohen Turbanen, Eselsbuben in fast adamitischer Kleidung, Verkäufer von Brotfladen erblickte sein Auge und Reiter zu Roß und Kameel, Karrossen mit orientalischen Kutschern, Karavanen langhalsiger Kameele mit ihrem

eigenthümlich schwimmenden Schritte streiften an Breiten vorüber. Töne in allen Sprachen schlugen fast betäubend an sein Ohr; murmelnd, singend, zankend umstand die Menge an den Straßenecken die Geldwechsler und es gehörte die Kunst der Gewohnheit dazu, um sich durch dieses bunte Gewühl hindurchzudrängen.

Wer zuerst in Cairo anlangt, der begreift es nicht, wie es möglich sei, in einem solchen Gedränge hindurchzukommen, doch bald gewöhnt man sich an dieses mannichfache reichbewegte orientalische Leben, ja man gewinnt es lieb. Dasselbe Leben wie in der schmalen langen Muskystraße findet man auch in den übrigen kleineren Gäßchen.

Breiten wand sich durch dieselben hindurch, immer weiter lenkte er seine Schritte. Er kam an der Insel Rhoda vorüber, die mitten auf dem Nil wie ein kleines Eden daliegt. Mit ihren Palmen, Datteln- und Olivenbäumen, ihren Minarets und Kuppeln bildet sie inmitten der Stadt ein lebendig gewordenes Paradies. Hier auf der Insel Rhoda war es, wo der Sage nach einst Pharao's Tochter den kleinen Moses im Schilfe liegen sah und rettete.

Immer weiter vorwärts eilte unser Künstler, bis endlich im letzten Schimmer der untergehenden Sonne

das reizende „Mon refuge“ sich seinen Blicken zeigte und in seiner wohlthuenden Ruhe seine brennenden Schläfe kühlte.

Man wartete seiner dort mit banger Unruhe; wollte man ihm ja auch die traurige Nachricht von dem Tode Alsings hinterbringen. Es war ein stiller bedeutungsvoller Abend, den die Freunde gemeinsam verlebten, und lange noch saß Breiten nach eingenommenem Mittagsmahle, das nach dortiger Landessitte gewöhnlich erst um acht Uhr servirt wird, bei den ihm lieb gewordenen Freunden, die, ohne daß sie sich aussprachen, mit ihm fühlten.

Seit jenem Abende fehlte er keinen Tag in „Mon refuge“. Glückstrahlend empfing ihn dann jedes Mal Martha und es lag ein wundersamer Ausdruck in ihren seelenvollen blauen Augen, wenn sie auf ihm ruhten.

Welcher Mann vermag es wohl, ruhig und kalt die erwachte Liebe eines Weibes mit anzusehen, ohne zum Wenigsten sich geschmeichelt zu fühlen? Wir wollen Breiten nicht verurtheilen, wenn nach und nach bei ihm ein Gefühl für Martha erwachte, welches ihn immer fester an sie zog. Nicht körperliche Schönheit war es, die den Künstler an Martha fesseln konnte, ein weit festeres Band, die Achtung und Bewunderung

ihres Geistes, brachte diese Wirkung hervor. Dabei müssen wir freilich zugeben, daß Breiten niemals dahin gekommen wäre, wenn er nicht getäuscht worden, und Martha's anregendes, geistvolles Wesen nicht schon früher auf ihn eine gewisse Kraft ausgeübt hätte.

Viertes Kapitel.

Am Sarge einer Unbekannten.

Die Commerzienräthin Riedland war früher von ihrer Badereise wiedergekehrt, als Doktor Mohn erwartet. Der brave Arzt hielt sein Wort und empfahl Isabella als Lehrerin für der reichen Dame Kind. So kam es, daß das junge Mädchen an einem Vormittage den ziemlich weiten Weg bis zur Wohnung der Commerzienräthin einschlug, um sich derselben vorzustellen.

„Gehe mit Gott, mein liebes Kind", hatte Frau Eschmüller vor dem Weggehen zu ihr gesagt, „und wenn die reiche Frau nur im Geringsten Dich unfreundlich empfängt, so nimmst Du den Platz bei ihr nicht an, hörst Du? Wo für Vier genug zu essen ist, ist's auch für Fünf."

So sprach die wackere Frau und Isabella wußte,

daß es ihr Ernst war, daß sie es aufrichtig meinte. Aber das zartfühlende Mädchen machte sich Sorgen darüber, den biederen Leuten so lange zur Last zu fallen und ihr Entschluß, die Bedingungen der Commerzienräthin, wenn irgend möglich, anzunehmen, war ein reiflich überlegter.

Der Gang zu der reichen Frau fiel Isabella schwer. In allen Genüssen des Reichthums und der Vorrechte eines solchen erzogen, hatte sie niemals der Möglichkeit gedacht, eine derartige Anstellung einst annehmen zu müssen. Tapfer aber überwältigte sie die auf ihr Gemüth einstürmenden Rückerinnerungen und stieg muthig die teppichbelegte Treppe hinauf, welche in die Wohnung der reichen Frau führte. Ein elegant gekleidetes Stubenmädchen öffnete ihr, und mit einem geringschätzenden Blick auf das abgetragene, hier und da bereits geflickte schwarze Merinokleid Isabella's, bedeutete sie derselben, im Vorzimmer zu warten.

Das junge Mädchen erröthete und Thränen traten ihr in die Augen.

„Machen Sie sich nichts daraus, wenn das Stubenmädchen Sie auch über die Achsel angesehen hat, das that sie bei mir auch", hörte sich Isabella plötzlich von einem andern jungen Mädchen angesprochen, das

gleich ihr im Vorzimmer sich befand und offenbar auch auf die Commerzienräthin zu warten schien.

„Bewerben Sie sich auch um die Stelle einer Lehrerin hier?“ fragte Isabella schüchtern.

„Jawohl, denn was kann ich anderes thun“, meinte heiter die Angesprochene, „meine Eltern sind todt, ich habe kein Vermögen, mithin muß ich dienen, denn „dienen“ ist doch das rechte Wort, mag man nun Gesellschafterin oder Lehrerin sein. Freilich wollte ich viel lieber Schauspielerin oder auch selbst Kunstreiterin werden, aber zur Schauspielerin habe ich kein Talent und zur Kunstreiterin fehlt mir die Courage. Ich kann nicht einmal ein Pferd anrühren, geschweige denn auf ein solches steigen.“

Und die Kleine lachte laut auf. Sie hatte ein hübsches rundes Gesicht und einen fröhlichen Ausdruck in demselben.

Ein neuer Gedanke war bei des jungen Mädchens Bemerkungen in Isabella entstanden.

„Glauben Sie, daß es leicht sei, in eine Kunstreitergesellschaft aufgenommen zu werden?“ fragte sie schüchtern.

„Das weiß ich nicht, denn ich habe mich nie darum bekümmert“, erwiderte die lustige Kleine und ließ ihren fadenscheinigen Sonnenschirm auf der Spitze

ihres Fingers balanciren. „Uebrigens glaube ich kaum, daß dies so leicht sein dürfte, denn mein Bruder, welcher selbst Kunstreiter und bei der hiesigen Kunstreitergesellschaft des Monsieur Baptiste angestellt ist, sagt immer, daß Mademoiselle Vallier, die erste Reiterin des Cirkus Baptiste, die Erlernung ihrer Reifsprünge und sonstigen Künste bereits als Kind anfing."

Enttäuscht seufzte Isabella leise auf.

Das junge, hübsche Mädchen ward nun zur Commerzienräthin hereingerufen, doch schon nach kurzer Zeit kehrte es in's Vorzimmer zurück.

„Ich bin nicht angenommen", meinte sie lachend, „denn meine Aussprache im Französischen findet die Gnädige da drinnen abominable. Vielleicht haben Sie mehr Glück als ich."

Isabella beneidete beinahe das junge Mädchen um seinen heitern Humor. Sie selbst war freilich auch einstens heiter gewesen, aber damals hatte die Sonne des Glückes ihr junges Haupt beschienen.

Bald stand auch sie bebend vor der reichen Commerzienräthin, um die Schauprüfung zu bestehen.

Wer selbst einmal in ähnlicher Lage war, wird des jungen Mädchens Befangenheit begreifen und viele der reichen angesehenen Damen würden Mitleid mit solch' einer armen, schüchternen Competentin fühlen,

wenn sie selbst einmal das harte Loos einer solchen erprobt hätten. Die höhnisch bedauernden Worte, die Bittstellerin sei entweder zu alt oder zu jung, zu arm gekleidet oder zu geputzt, zu gelehrt oder zu einfältig, würden vielleicht dann bei einer solchen Schaustellung wahrem, tiefgefühlten Mitleid weichen und die Bemerkungen, man begreife überhaupt nicht, wie man nur in ähnliche Lagen kommen könne, man müsse ja doch selbst schuld daran sein, würden vielleicht wegfallen, um ächtem, weiblichen Mitgefühle Platz zu machen.

Mit vornehmer Herablassung, vom Kopf bis zu den Füßen sie musternd, empfing die Commerzienräthin Isabella.

„Doktor Mohn hat Sie mir empfohlen", sagte sie, geringschätzend in einem Buche weiter lesend. „Was für Kenntnisse können Sie aufweisen?"

Das junge Mädchen beantwortete diese Frage.

„Das ist nicht besonders viel", meinte die Dame. „Das leistet heut' zu Tage beinahe eine jede Kammerjungfer. Sind Sie sonst wohl erzogen?"

Isabella verstand diese Frage nicht sogleich.

„Ich hoffe es", entgegnete sie befangen.

„Ich empfange Prinzen und Fürsten in meinem

Hause und bin daher sehr difficile in der Auswahl meiner Umgebung."

Der Commerzienrath war nämlich Besitzer eines großen Fabriketablissements, welches durchreisende Fürsten zuweilen mit einer herablassenden Besichtigung beehrten, wo dann die Commerzienräthin in strotzender Seide die hohen Gäste am Eingang der Fabrik erwartete und mit einem gnädigen Kopfnicken dafür belohnt wurde.

Prunkend, frech und roh brüstete sich die Commerzienräthin deshalb bei jeder Gelegenheit mit ihren hohen Bekanntschaften.

„Haben Sie schon einmal gedient?" fuhr sie in ihrem Verhör fort.

„Niemals", antwortete Isabella und ihre Augen verdunkelten sich bei dieser Frage mit aufsteigenden Thränen, der Rückerinnerung geweiht an die Tage sonnigsten Glückes, welche sie an der Seite ihres Pflegevaters verlebt.

„Sie scheinen sehr empfindlich zu sein!" bemerkte spitz die Commerzienräthin.

Armes Mädchen! Man legte ihr die Trauer als Empfindlichkeit aus!

„Wer waren Ihre Eltern?"

„Mein Vater war Militär", antwortete Isabella leise.

„Zeigen Sie mir Ihre Legitimationspapiere.“

Das junge Mädchen erschrak. Zum ersten Male fiel es Isabella ein, daß sie ja solcher Papiere bedürfe, um in einem fremden Hause aufgenommen zu werden.

Kalt und forschend richteten sich die Augen der Commerzienräthin auf das arme Wesen.

„Nun! Sie scheinen mich nicht verstanden zu haben?“ sagte sie scharf, „ich befragte Sie um Ihre Ausweispapiere.“

„Ich besitze keine derartigen Papiere“, stammelte Isabella in vernichtender Verlegenheit.

„Sie haben keine Ausweispapiere?“ rief die Commerzienräthin auffahrend, „und da wagen Sie es, in mein Haus zu kommen?“

„Ich bin ein braves Mädchen, ich wohne bei meiner Tante“, sagte bebend das arme Geschöpf.

„In mein Haus“, fuhr die Räthin schreiend fort, „in welches Prinzen und Fürsten kommen, wagt es eine solche Person, eintreten zu wollen? Wissen Sie, wie man solche Leute nennt, die keine Ausweispapiere besitzen? Landstreicher und Vagabunden!“

„Mein Gott, das ist zu viel“, stammelte erbleichend Isabella.

„Zu viel meinen Sie? Zu wenig noch für solche Personen wie Sie sind! Machen Sie, daß Sie fort-

kommen aus meinem Hause, ich dulde keine Minute Personen um mich, die sich nicht ausweisen können!"

Zitternd, entmuthigt, auf's Tiefste niedergedrückt, verließ Isabella die herzlose Frau.

Womit hatte sie ein solches Loos verdient? War sie denn wirklich eine Paria der menschlichen Gesellschaft ohne ihr Verschulden geworden? Mit entsetzlicher Klarheit stieg vor Isabella der Gedanke auf, daß ihrer überall ein solcher Empfang ohne die nöthigen Ausweise harre. Und woher sollte sie Legitimationspapiere nehmen, da sie nicht einmal den Ort wußte, wo sie das Licht der Welt erblickt?

„Nun, was sehen Sie denn gar so jammervoll d'rein", hörte sich Isabella plötzlich unten auf der Straße angesprochen.

Es war das nämliche junge Mädchen von vorhin, das sich den Schmerz über den abschlägigen Bescheid der Commerzienräthin in einem nahegelegenen Kuchenbäckerladen vertrieben hatte und aus demselben soeben heraustrat.

„Wenn Sie auch nicht aufgenommen sind, was schadet denn das! Es gibt noch hundert andere derartige Plätze", tröstete sie.

„Für mich nicht", entgegnete leise Isabella.

„Warum nicht gar, kommen Sie mit mir, ich

will Sie in ein Aufnahmebureau führen, in zwei Tagen haben Sie dann einen andern Platz. Aber ich glaube wahrhaftig, da kommt mein Bruder, nun, der wird eine schöne Freude haben, wenn er gesehen hat, daß ich beim Kuchenbäcker gewesen bin, und dort sein Geld vernascht habe."

Ein noch ziemlich junger Mann erreichte in diesem Moment die beiden jungen Mädchen und wich Isabella auf dem etwas schmalen Trottoir aus, da sie sich entfernen wollte. Es war dies der Bruder des jungen Mädchens. Durch eine jener Zufälligkeiten, wie sie so häufig im Leben vorkommen, sah er Isabella in's Gesicht.

„Fräulein Alsing!" rief er sichtlich überrascht aus.

Sie sah empor und erkannte ihren einstigen Reitlehrer aus Karnstein, welcher ihr auf Wunsch ihres Vaters, als er dort als Mitglied einer Kunstreitergesellschaft sich aufhielt, Unterricht gab und von dem Kommandanten für die wenigen Reitlektionen, welche er ihr einst ertheilt, reichlich belohnt worden war.

Das Wiedersehen war ein schmerzlich bewegtes für Isabella; welche mit Trauer der glücklichen Zeiten von einstens gedachte. Sie forderte den einstigen Reitlehrer und dessen Schwester auf, sie zu besuchen, was Beide freudig zusagten.

„Es ist eine alte giftige Wetterhexe, diese Commerzienräthin", meinte die ehrliche Frau Eschmüller in ihrer einfachen Art, als Isabella wieder zu Hause angelangt, und dieser ihren Mißerfolg mitgetheilt, „wegen welcher Du Dich nicht eine Minute kränken sollst. Du bleibst bei uns und damit basta! Eine Person, die alle Leute für schlecht erklärt, wenn sie nicht ellenlange Zeugnisse aufweisen können, taugt selbst sein Lebtag zu nichts und hat einen Stein anstatt ein Herz in der Brust."

Damit, meinte die würdige Frau, sei nun Alles abgethan und sie freute sich beinahe darüber, daß ihr Schützling bei der Räthin nicht angenommen worden.

„Aber weißt Du, was ich während Deiner Abwesenheit Trauriges gehört habe?" fuhr sie fort Isabella zu erzählen.

„Nun, was denn, Mutter Euphrosina?"

„Herrn Allens Schwester oben ist heute Nacht gestorben."

„Herrn Allens Schwester? O, das thut mir leid", erwiderte Isabella bedauernd, denn ohne sie zu kennen, hatte sie stets inniges Mitleid mit der Verstorbenen gefühlt, von der sie so oft und vielfach während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes im Hause sprechen gehört hatte.

„Ich bin gerade im Begriffe hinaufzugehen, und mir die bereits aufgebahrte Leiche anzusehen“, sagte die neugierige Euphrosina.

„Ich begleite Dich“, meinte rasch entschlossen Isabella.

„Was nicht noch, Kind, Du wirst mir am Ende nur traurig durch den Anblick der Todten!“

„Nein, Mutter Euphrosine, im Gegentheile, die Verstorbene wird mich beruhigen. Hat Sie nicht ausgerungen von den Leiden der Welt, und ist der Anblick des Todes nicht beruhigend? Was ist das Leben anders als ein bittterer Kampf und wohl dem, welcher ihn überstanden.“

Die biedere Geschäftsfrau schüttelte zu diesen, nach ihrer Meinung etwas überspannten Ideen bedenklich den Kopf und meinte dabei, ein so junges Mädchen solle sich nicht so traurige Schrullen in den Kopf setzen; sie wehrte aber Isabella nicht länger, sie zu begleiten.

Mit scheuer Ehrfurcht näherte sich das junge Mädchen der Bahre, auf welcher die Verstorbene lag und zu deren Füßen die alte Wärterin saß und nach der Art der Leute ihres Standes den Eintretenden die Güte und Geduld der Verstorbenen lobte. Herr Allen

war nicht zugegen. Er war ausgegangen, die Vorbereitungen zur Leichenfeier zu treffen.

Isabella warf einen hastigen, beinahe scheuen Blick auf die Todte, deren bleiche Gesichtszüge den Ausdruck tiefer Ruhe, seligen Friedens trugen, und welche durch ein wehmüthiges Lächeln wie verklärt waren.

War es nun die eigene gedrückte Gemüthsstimmung oder die Erinnerung an ihren Pflegevater oder ihre verschollene Mutter, kurz, gewiß war, daß Isabella in leidenschaftliches Weinen ausbrach. Noch niemals hatte sie so lebhaft ihrer Mutter sich erinnert, wie in diesem Augenblicke, wo der Gedanke mächtig an sie herantrat, daß auch ihre Mutter todt, für immer verloren sein könnte für sie.

„Herjeh Kind! Ich wußte es ja, daß es Dich angreifen würde, komm, laß uns wieder gehen", meinte die besorgte Eschmüller und willenlos folgte ihr Isabella.

Den ganzen übrigen Tag wirkte die Erinnerung an die Todte in dem leicht erregbaren, phantasiereichen Gemüthe des jungen Mädchens nach und Frau Eschmüller war ordentlich froh, als die Verstorbene beerdigt war, denn dann erst ward Isabella wieder ruhiger.

Die Zeit verstrich. Bereits befand sich das junge

Mädchen einen Monat in dem freundlichen Familienkreise, wo man sie mit jedem Tage lieber gewann. Isabella gab sich der frohen Hoffnung hin, daß ihr Vormund sich nicht mehr um sie bekümmere und überhaupt zufrieden wäre, der Sorge um sie enthoben zu sein.

An einem heißen, schwülen Sommernachmittage, an welchem das junge Mädchen ausgegangen war, um einige kleine Einkäufe für den Hausbedarf zu besorgen, saß Herr Eusebius in seinem Heiligthum, vertieft in eine Copirarbeit der römischen Geschichte, aus welcher er hier und da Bruchstücke seiner unweit von ihm auf dem Sopha sitzenden Gattin mittheilte. Frau Euphrosina aber achtete sehr wenig dieser gelehrten Auseinandersetzungen und war nur ganz und gar mit einem ihrer Lieblingshunde beschäftigt, welchem sie das Vorderpfötchen verband, da er sich infolge einer Fehde mit Nachbars Pinscher an demselben eine Wunde zugezogen. Sie schmeichelte dabei dem Thiere, welches neben ihr auf dem Sopha sorgsam gebettet lag und trotz der Wunde ein saftiges Stück Fleisch verspeiste.

„Der arme Nero“, meinte die gutmüthige Frau bedauernd.

„Ich weiß nicht, warum Du Nero bedauerst, sein Weib ist viel eher zu beklagen“, entgegnete der

kleine Schreiber vom Tische herüber, ohne von seiner Arbeit aufzublicken.

„Sein Weib? Aber er hatte ja noch keines."

„Doch, Euphrosinchen! Erinnerst Du Dich denn nicht, daß ich Dir erzählte, wie grausam er mit seinem Weibe umgegangen, welches ihn doch so lieb hatte?"

„Grausam mit seinem Weibchen, der Nero?" fragte Frau Euphrosine sehr ungläubig entgegen.

„Nun ja, ließ er sie denn nicht foltern, um von ihr das Geheimniß ihrer Liebe zu ihm zu erfahren?"

„Herjeh Mann, bist Du rappelköpfig geworden, ich spreche ja von Nero, dem Hund!" rief in komischem Schreck Frau Eschmüller.

„Von Nero, dem Hund!" antwortete der kleine Schreiber, erstaunt aufblickend und mit sehr verlegener Miene fügte er hinzu: „Ich glaubte, Du sprächest von Nero, dem römischen Kaiser, von dem ich Dir soeben erzählte."

Frau Euphrosina war sehr empört und wahrhaft entrüstet darüber, daß der arme kleine, zerstreute Schreiber ihren Lieblingshund mit einem nach ihrer Ansicht „dalketen Römer" verwechseln konnte. Sie stand sehr indignirt vom Sopha auf und ging in's Nebenzimmer, um dort nach den zwischen den Fenstern aufgestellten

wohlverschlossenen, gefüllten Einsiedetöpfen zu sehen, eine nach ihrer Ansicht ungleich praktischere Beschäftigung, als aller gelehrte Unsinn ihres kleinen Gatten. Aber welch' ein Anblick harrte hier der würdigen Frau? Ein Anblick, vielleicht eines Murillo würdig, für die praktische Geschäftsfrau aber geradezu entsetzenerregend.

Auf einem hohen Sessel, ganz nahe zum Bilde der Urahne gerückt, stand der kleine Franz und war soeben bemüht, in ein kreisrundes Loch, das er mittelst einer Scheere an jener Stelle ausgeschnitten, in welchem früher auf dem Bilde sich die Nase der Urahne befunden, eine große Kartoffel zu befestigen. Der kleine Schelm war offenbar so sehr vertieft in seine geistreiche Arbeit, daß er das Nahen seiner Mutter nicht bemerkte.

Frau Euphrosina's Urahne ohne Nase, oder vielmehr mit einer Kartoffelnase? Das war zu viel für die würdige Frau! Uebergehen wir mit Stillschweigen die Scene häuslicher Aufregung, die nun folgte und bei welcher die Thränen des kleinen Franz wie das Brünnlein der Wittwe zu Sarepta flossen, seine herbeigeeilte Schwester aber der Gesellschaft halber mitweinte und die Hunde im Nebenzimmer heulten.

Mitten in diesem Spektakel meldete Babi einen Herrn, welcher Frau Eschmüller und deren Gatten

zu sprechen wünsche. Der Eintretende, ein Polizeidiener, hatte den Auftrag, das Ehepaar durch eine gerichtliche Vorladung für den kommenden Tag auf die Polizeidirection zu berufen.

Der kommende Tag brach an und mit ihm die Gewißheit, daß Isabella's Zufluchtsort entdeckt war.

Um ihre biederen Beschützer vor jeder Unannehmlichkeit zu schützen, selbst aber der Gefahr zu entgehen, ihrem grausamen Vormund abermals in die Hände zu fallen, blieb nur ein Ausweg, und den nämlichen Abend noch verließ Isabella heimlich das stille traute Asyl, um abermals in der weiten Welt ihr Glück zu versuchen.

Fünftes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

In Breitens Verhältnissen hatte sich Manches geändert. Binnen kurzer Zeit war er durch seine Thätigkeit, und durch den günstigen Umstand, daß es dem Land der Pharaonen an wirklichen Künstlern mangelte, ein fast vermögender Mann geworden. Mit der Vergangenheit hatte er gebrochen; er lebte nur mehr der Zukunft. Durch Weimar's blieb er in zeitweiliger Verbindung mit der deutschen Heimath, und so war denn auch die Nachricht zu ihm gedrungen, daß seine Stiefschwester ein Jahr nach seines Vaters Tode den einstigen Schloßarzt Brandt geheirathet hatte. Er staunte wohl über diesen Entschluß seiner stolzen Stiefschwester, noch mehr jedoch über die Genehmigung zu demselben von Seite seiner ahnenstolzen Stiefmutter. Im Ueb-

rigen jedoch ließ ihn diese Nachricht kalt. Hatte er es ja doch seit Jahren verlernt, Diejenigen als Verwandte zu betrachten, die ihn von seinem Vater getrennt hatten!

Aus Karnstein kamen an Weimar's von Theobald Alsing noch einige Briefe, welche von seiner stattgehabten Heirath sprachen, und jedes Mal die herzlichsten Grüße von Isabella enthielten, mit dem Zusatze, sie würde demnächst selbst schreiben. Martha wunderte sich wohl zuweilen über der Freundin langes Stillschweigen, doch die neuen Verhältnisse, in welchen sie Isabella als jung vermählte Frau wähnte, ließen ihr selbst dieses erklärlich scheinen.

Wir finden unsere Freunde auf der Rückkehr von einem Ausfluge nach Theben, wohin Weimar einige seiner Bekannten geladen. Die Gesellschaft hatte sich nach dem eingenommenen Diner in der Cajüte des schönen und behaglichen Dampfbootes, welches Weimar gemiethet, vertheilt, und war theils oben auf dem Deck, theils auch unten geblieben. Martha hatte es vorgezogen, oben auf dem Deck dem Murmeln des heiligen Nils, dessen Wogen das Schiff umspülten, zu lauschen, und zu träumen. Auf der ganzen Fahrt war Breiten ihr ein aufmerksamer Begleiter gewesen, und manches Wort war von seinen Lippen gefallen, welches

das arme, kleine Herz Martha's höher schlagen gemacht.

Wie angenehm war es, so fortgetragen zu werden mit ihm auf schaukelndem Schiffe, während des balsamischen Abends in so wundervoller Natur!

Vorbei strich das flinke Boot an Dörfern, in Palmenhainen verborgen, an Feldern mit Getreide und Zuckerrohr, an seltsam geformten Sandsteinen, und Inseln, von denen sich Schwärme rosenrother Flamingos erhoben, um einer purpurnen Wolke gleich in der Luft zu verschwinden! Der westliche Horizont war in goldenen Duft gehüllt, und riesige Tempel und Ruinen der Vorzeit zeigten sich wunderbar beleuchtet!

Martha ruhte auf einem orientalischen Kissen; ihre kleine Gestalt umhüllte ein weiter Shwal, während Breiten neben ihr saß, und mit emsiger Vorsorge sich um sie bemühte.

Von der Cajüte herauf ertönte heiteres Lachen der fröhlichen Freunde Weimar's, in welches die Gesänge der arabischen Matrosen in melancholischer Weise einfielen.

Wer je eine solche Nilfahrt mitgemacht, wird niemals deren Zauber vergessen. Man wähnt sich in einer andern Welt, und vorbei glaubt man jedes Leid, jeden Erdenschmerz!

Auch Martha und Breiten erlagen diesem Zauber, und sahen träumend hinaus in das wunderbare Schauspiel, das so reich und mannigfaltig sich vor ihnen entfaltete, auf die Welt, die so schön war, und auf die Palmen, die so stolz den heiligen Strom begrenzten.

Martha wünschte nicht einmal, daß Breiten spräche, noch daß sonst sich etwas ereigne, nur der jetzige Augenblick sollte ewig währen können! In seiner Nähe sein, sich von Zeit zu Zeit überzeugen, daß sie nicht träume, daß es Wirklichkeit war, wie sie so beisammen saßen, und sie verlangte nichts Weiteres.

Allmählig erstarb das Purpurlicht am Horizonte, erblaßten die letzten Reflexe des Tages und die Nacht brach herein. Ein sanfter, kühler Wind erhob sich, und streifte erquickend die Wellen, daß sie sich höher hoben, und fast aufschäumten, um dann spielend wieder zusammenzusinken. Am Himmel glänzten die Sterne auf, groß, hell, in strahlendem Lichte, und wölbten sich in tausend und aber tausend Flammen über dem Schiffe, als wollten sie wetteifern mit den bunten Lampen desselben, welche man angezündet.

„Martha, wie schön, wie wunderbar ist doch ein Abend in hiesiger Gegend", sagte Breiten.

Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem

Namen nannte, und ein freudiges, sanftes Erröthen breitete sich über ihre Wangen. „Ja, es ist schön, wunderbar schön hier, und Alles, was ich bis jetzt gesehen, läßt mein Künstlerherz aufjauchzen vor Wonne", fuhr Breiten fort. Ich trage die Erinnerung in mir an die Pyramiden von Gizeh, den wunderbaren Koloß der Sphinne, den Obelisken von Heliopolis, aber alle Kunstwerke Egyptens sind nichts gegen die wunderbare Gottesnatur, die den Menschen hier umgibt!"

Martha antwortete ihm, und während sie mit einander sprachen, und längst vergangene Begebenheiten der Geschichte im Gedankenaustausch vereinten, empfand Breiten immer mehr, daß nur Martha mit ihrem Geist, dem Zauber ihrer geistreichen Unterhaltung, das Weib sei, welches im Stande war, ihn Isabella vergessen zu machen. Des jungen Mädchens künstlerischer Enthusiasmus schien eine längst empfundene Seite in seinem Wesen zu berühren, und die Macht des Verstandes siegte über den scheinlosen Körper.

Und als sie wieder schwiegen, und das schaukelnde Schiff sie immer näher und näher wieder Cairo brachte, da beugte sich Breiten hernieder, und flüsterte in beredten Worten. Seine blonden Locken streiften die dichten Flechten ihres goldenen Haares. Und von der Macht des Augenblicks bezwungen, ergriff er diese kleine

willenlose Hand, und seinen Lippen entströmten die leisen Worte:

„Martha, ich habe noch niemals ein Weib so hochgeschätzt wie Sie, werden Sie mein für das Leben.“

Und sie sah zu ihm empor mit ihren sanften, lichtblauen Augen, und legte ihre Hand vertrauensvoll in die seine für's Leben, mit glückstrahlendem Blicke.

Da ist das Land, die Landungsbrücke, das Schiff ist in Cairo angelangt. Martha verläßt es als glückliche Braut. Der Becher des höchsten Erdenglückes streifte ihre Lippen, wohl nicht gefüllt mit dem perlenden Schaumwein der Liebe, aber mit dem Trank unverfälschter Freundschaft.

Ein Vierteljahr später war sie Breitens glückliche Gattin.

Wenden wir uns von den Pyramiden und Palmen, von den Akazien und Rosen eines südlichen Himmelsstriches zurück in unser deutsches Heimathsland.

Zwei Jahre sind seit den letzten Ereignissen ver-

flossen, und in unserm nordischen Klima fällt der erste Schnee.

Der erste Schnee! Welche Welt voll heiterer Abwechselung, geschäftigen Treibens liegt in diesen wenigen Worten. So frisch und harmlos fallen sie hernieder die netten, kleinen, gefrorenen Kügelchen! So glänzend weiß sehen sie in der Luft aus, und doch werden sie zu Schmutz und Koth durch die Berührung mit der profanen Erde!

Wie geschäftig trippelt das alte Mütterchen mit dem großen baumwollenen Regenschirm im ersten Schnee dahin, den keuchenden fetten Mops hinter sich, um das traute Heim einer Obe'nuffstube ihrer Freundin zu erreichen, wo sie warmer Kaffee, und noch wärmerer Stadtklatsch erwartet!

Der erste Schnee! jubeln die Conzert-Arrangeure und Theaterdirektoren, und reiben sich vor Freude die Hände. Vor ihrem Geist tauchen gelangweilte, geschmückte Menschenkinder auf, welche die Conzert- und Theatersäle, und die Geldsäcke der Conzert- und Theater-direktoren füllen.

Der erste Schnee! ruft die Dame im reichgeschmückten Boudoir, und überliest die lange Liste von Ein adungen, welche sie in der Saison zu Vergnügungen geleiten sollen.

Der erste Schnee! jammert im Dachstübchen oben die verschämte Arme, und ihr thränenfeuchter Blick streift dabei die kahlen Wände ihres feuchten Stübchens, den dunklen, frostigen Ofen in dem kein lustiges Feuer brennt. Nirgends Hülfe, nirgends Erbarmen; sie muß frieren, hungern, die verschämte Armuth, die an's Betteln nicht gewöhnt ist.

Der erste Schnee! ruft der privilegirte Straßenbettler, und schlüpft in sein zu diesem Zwecke ausgestattetes Kleid; er verläßt den trauten Schutz seines durch Betteln erkauften Hauses, um heuchelnd Mitleid zu erregen, bettelnd zu heucheln, beim Herniederfallen des ersten Schnee's.

Vorbei sind die Freuden und Leiden des Sommers; sie kehren alle wieder, die während der heißen Jahreszeit ausgeflogenen Menschenvögel, um weiter zu bauen an ihrem heimathlichen Nest, um dasselbe auszuschmücken mit dem reichen Moos des Gewinnes, der Ehrenstellen!

Der erste Schnee! er bleichet die Felder, gleichwie das Alter das Haar. Sie bauen aber fort und fort, die menschlichen Schwalben, ohne Rast noch Ruhe. Sie bauen so lange, bis der eisige Hauch des Todes sie endlich niederwirft die luftig erbauten Kartenhäuser von Glück, die sie sich mit rastloser Mühe erbaut, bis sie das heimathliche Nest vertauschen mit der Scholle

Erde, auf welche der erste Schnee herniederfällt und mit seiner kalten Hülle alle Sorgen, alle Pläne zudeckt, verwischt!

Aber fort mit diesen trüben Bildern, welche uns zu überwältigen drohen beim Fallen des ersten Schnee's; fort zum heiteren Genuß des Lebens!

Die Abenddämmerung verbreitete sich über die große Residenz. Der erste Schnee fiel in dichten weißen Flocken nieder, und in den Straßen herrschte lebhafter Verkehr. Die Fußgänger drängten an einander vorbei auf den glatten, feuchten Trottoirs, die breiten Fahrwege waren angefüllt von dahinrollenden, glänzenden Equipagen mit geschmückten Frauengestalten, von Lohnwagen aller Art, deren müde Pferde maschinenmäßig in dem gewohnten Trabe dahinliefen. Die eiligen Fußgänger, die nonchalanten Pflastertreter, müde heimkehrende Arbeiter, zu Vergnügungen eilende Damen mit dem Capuchon auf dem Kopfe und dem Operngucker in der Hand, hellerleuchtete Schauläden und Magazine mit handelnden Kunden, Alles bildete ein seltsames, buntes Gemisch des alltäglichen Lebens mit seinen unbefriedigenden Abwechselungen und Aufregungen, seinen Fesselnden, Bedrückenden und Langweiligen.

Aus einem hellerleuchteten Hause einer belebten Straße traten zwei Männer, von welchen der Eine sich

beim Anblick des ersten Schnee's fester in seinen Mantel wickelte.

„Es ist hier doch ein verdammt kaltes Clima", meinte er fröstelnd. Es war Breiten, welcher seit Kurzem aus dem Orient wiedergekehrt war, um nach dem dort erfolgten Tode Weimar's, der einem hitzigen Fieber binnen kurzer Zeit erlegen, Breitenfeld persönlich zu übernehmen.

Martha hatte sich von ihm nicht trennen wollen. Sie fühlte sich kräftig genug zur weiten Reise; Glück und Zufriedenheit hatten sie wunderbar gestärkt.

In die sterbende Hand Weimar's hatte Breiten gelobt, sein junges Weib zu schützen, und er hielt Wort. Man konnte sich keinen aufmerksameren Gatten denken als ihn, und Martha fühlte sich an seiner Seite täglich glücklicher.

Die jungen Gatten beschlossen, einen Theil des Winters in der Residenz zuzubringen, und mit Beginn des Frühjahres nach Breitenfeld überzusiedeln. Der Reichthum, welcher Breiten jetzt umgab, ließ ihn der Welt begehrenswerth erscheinen; es war ihm daher leicht, wieder Verbindungen anzuknüpfen, die vor Jahren begonnen. Man schmeichelte ihm nnd seiner reichen Gattin, und obgleich Breiten wußte, was von der Freundschaft der Menschen zu halten sei, so war er

doch noch nicht alt genug, um schon allen Lebensfreuden zu entsagen. Sein Salon war bald ein gesuchter. Wer besäße nicht scheinbare Freunde in den Tagen des Glückes? Die Menschen sind ja wie die Lämmer, was der Eine für gut findet, in dessen Fußtapfen treten sie nach. Breitens Heirath mit der Schwester eines der angesehendsten Männer der Handelswelt, ließ Alles vergessen, was man einst an ihm tadelnswerth gefunden.

„Ich weiß nicht", sagte Breiten an jenem Nachmittage im Club, den er täglich besuchte, zu einem seiner neugewonnenen Freunde, „ich weiß nicht, was wir den heutigen Abend beginnen; meine Frau ist zu einem Damenthee geladen, und der Conzerte und Theater bin ich überdrüssig."

„So gehen wir in den Cirkus", meinte der ewig heitere, aber arme Freiherr von Düring, welcher Breiten in seinem Reichthum als erwünschte Beute aufgegriffen hatte, und zu dessen besten Bekannten aus der Glanzzeit seiner ehemaligen Offizierslaufbahn zählte.

„Gibt es dort Interessantes zu sehen?" fragte Breiten gelangweilt.

„Das Volk stürmte gestern die Cassa; das sei Dir genug, um zu wissen, daß es dort etwas Interessantes

zu sehen gibt. Die Demars ist ja von ihrer Rundreise zurückgekehrt."

„Die Demars? Ist das die erste Reiterin?" fragte Breiten gähnend.

„Hast Du denn die Demars noch nicht gesehen, von der seit zwei Jahren alle Welt spricht?" fragte der junge Lebemann verwundert.

„Nein, und Du siehst, ich bin darüber noch nicht gestorben", antwortete Breiten lachend. „Uebrigens weißt Du ja, daß ich erst kürzlich aus dem Orient zurück gekehrt bin, und dorthin verirrte sich die Demars meines Wissens nicht."

„Woran sie sehr wohl that, denn bei Euerer orientalischen Gleichgültigkeit wäre es jammerschade um ihr Talent gewesen."

Breiten lachte.

„Mir scheint, Du bist in die Demars verliebt?" sagte er.

„Sowie alle Welt, Du nicht minder, wenn Du sie nur einmal gesehen."

„Bah! ich lasse mich nicht so leicht von Flittergold täuschen; wir Künstler wollen nur gediegene, echte Werke. Aber Apropos! Hast Du schon meinen neuen Rembrandt gesehen?"

„Was kümmert mich Dein Rembrandt, wenn ich

das göttlichste Meisterwerk der Schöpfung, die herrliche Demars lebend vor Augen habe. Uebrigens wette ich mit Dir, daß Du binnen einer Stunde bekehrt bist, und die Demars für das reizendste Geschöpf erklärst."

„Eh bien, allons!" meinte Bretten heiter, „laß uns das Phänomen des edlen Sports bewundern."

Mit diesen Worten verließen sie den Club, und traten plaudernd auf die Straße.

„Die Demars bezaubert seit zwei Jahren alle Welt", fuhr Düring fort. „Ein russischer Cavalier trug ihr in Petersburg sogar seine Hand an, sie wies ihn und seine Rubel ab, wie überhaupt sich Niemand rühmen kann, ihre Gunst zu besitzen. In ihrem Vorzimmer wimmelt es täglich von Cavalieren, welche bei ihr wie bei einer regierenden Fürstin antichambriren, denn sie nimmt allen Enthusiasmus als selbstverständlichen Tribut mit der Gleichgültigkeit einer Prinzessin entgegen. Man erzählt sich sogar, daß eine hiesige sehr hoch gestellte Persönlichkeit ebenso schnöde von ihr abgewiesen wurde, wie alle Welt, aber trotzdem nicht aufhört, sie zu bewundern. Ihre Gleichgültigkeit ist zum rasend werden, ich glaube, sie hat einmal unglücklich geliebt!"

„Wohl möglich, und sie hat dann wahrscheinlich

Ursache, alle Welt als Spielzeug zu betrachten. Aber wie wäre es, wenn wir einen Fiacker nehmen würden. Ich bin wirklich nicht gesonnen, wegen der herrlichen Demars mir einen noch herrlicheren Schnupfen zu holen. Das Clima hier ist schon abscheulich."

Mit diesen Worten bestiegen sie einen Wagen, und langten bald vor dem Cirkus an.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich hier an die Cassa, und die beiden Freunde hatten Mühe, noch ihre Billets zu erorbern. Der Name Demars war in Aller Munde und Männer und Frauen, Arme und Reiche sprachen mit der nämlichen Begeisterung von der schönen Reiterin. Ihr außerordentlicher, künstlerischer Ruf, der von Paris aus zum ersten Mal erschollen war, und seit der Zeit in beinahe alle Länder des Continents drang, reizte die Neugierde, und die fabelhaftesten Gerüchte waren über sie im Umlauf. Einige behaupteten, die schöne Reiterin sei einst sehr reich gewesen, und wäre arm geworden und geblieben, bis zur Zeit ihres künstlerischen Triumphes. Deshalb sei sie auch so freigebig gegen die Armuth, weil sie selbe selbst gekannt. Man erzählte sich, daß sie Millionäre ruinirt, um gleich darauf in fürstlicher Freigebigkeit die Noth Anderer zu lindern. Die ganze Männerwelt lag zu ihren Füßen, aber keiner konnte sich einer Be-

vorzugung rühmen; sie spottete Aller, und man vergötterte sie dafür.

Man trug Demarshüte und Locken à la Demars, und die Herren fuhren in Demarswagen, und trugen Cravatten à la Demars. Man erkaufte vor dem Cirkus Demarssträußchen, und es fehlte nur noch, daß sich die Herrn der Welt, sich derselben auch à la Demars reitend zu Pferde gezeigt hätten!

Der Cirkus war zum Erdrücken voll, kaum daß noch ein Platz leer war in der ersten Sperrsitzreihe, wo Breiten saß. Er musterte die dicht besetzten Logen. Da erblickte er zu seinem Erstaunen Martha in einer derselben, welche ihm freundlich zugrüßte, und mit mehreren Damen plauderte. Er ging auf einen Augenblick zu ihr in die Loge, und erfuhr, daß man sie beredet, in den Cirkus zu gehen.

Die Musik begann. Der Cirkus bot einen glänzenden Anblick, und strahlte in einem Lichtmeer. Auch die Hofloge war besetzt. Lautes Gelächter, kühne Bemerkungen tönten von den Gallerien herab, und vermengten sich mit dem fröhlichen Geplauder in Logen und Sperrsitzen. Das Programm wies Mademoiselle Demars in der vorletzten Nummer, in ihrer trefflichen Leistung auf einem neu dressirten Pferde. Der leuchtende Stern zeigte sich den armen, ungeduldigen

Menschenkindern erst gegen Ende der Vorstellung; der schlaue Cirkusbesitzer wußte seinen Vortheil auszubeuten.

Breiten kehrte zurück auf seinen Sperrsitz, wo er mehrere Bekannte plaudernd beisammen traf, zumeist dem Sport angehörend.

„Die Demars ist eine ganz närrische Person", hörte er soeben sagen, „der alte reiche Fürst Velidoff schenkte ihr heute ein diamantenes Armband im Werthe von mehreren tausend Gulden. Sie sandte es in der nächsten Minute zum Juwelier, ließ sich das Geld dafür auszahlen, und schickte dasselbe an das städtische Armenhaus. Wahrhaftig, man weiß nicht mehr, was mit der kleinen Person anfangen."

„Sie könnte alle Welt um den Verstand bringen!" meinte ein Zweiter, der im Verdachte stand, sehr wenig Verstand zu besitzen.

„Und scheint bei Ihnen den Anfang gemacht zu haben", sagte Düring.

Alles lachte, und Derjenige, welchem der Witz galt, lachte am Meisten.

„Ein pharaminöser Gedanke, wirklich, das ist köstlich!" sagte er, und steckte seinen Zwicker in's Auge. Man plauderte weiter über das neueste Theaterstück, über Wettrennen, über Moden.

„Attention!“ hieß es plötzlich, und die Musik schwieg. Eine junge Dame erschien zu Pferde, und machte ihre graziösen Sprünge durch Blumenquirlanden und Reife. Madame Amanda verschwendete dabei ihre schmachtendsten Blicke; man applaudirte ihr wohl, aber kein Kranz ward ihr gespendet. Nur von der Gallerie herab fiel ein einzelnes kleines Myrthensträußchen, das in seiner Bedeutung das Gelächter der Herren und Madame Amanda's Zorn erregte. Es war offenbar, daß die bezahlte Claque diesmal das Sträußchen verwechselt hatte.

Die Nummern folgten sich; Breiten verließ ab und zu seinen Sperrsitz, um seine Frau in der Loge zu besuchen.

„Die Demars reitet ja zuletzt, wie ich jetzt erst sehe“, sagte ärgerlich ein dicker Bürger zu seiner Ehehälfte oben auf der ersten Gallerie.

„Da hätten wir noch prächtig zu Hause unsern Kalbsbraten essen können“, antwortete diese.

„Das heiße ich ja die Leute um ihr Geld prellen! Da schreiben sie auf die Zettel, die Demars reitet, und dann kommt sie erst zu allerletzt! Frau, wir sind rein um unser Geld bestohlen.“

„Wer ist bestohlen?“ fragte ein dienstbeflissener, geheimer Agent, mit etwas zu viel Eifer, welcher den

Beweis lieferte, daß er erst kurze Zeit seinen Dienst versah.

„Sie, um Ihren eigenen Verstand, Sie Spitzel!“ brummte ärgerlich der Bürger, den es verdroß, daß er die Demars erst zuletzt sehen sollte, und darüber seinen Kalbsbraten versäumt hatte.

„Keine Anzüglichkeiten, wenn ich bitten darf, mein Herr“, meinte der Polizeiagent.

Eine dicke Frau in schwarzem Seidenkleide, baumelnden, langen Ohrgehängen, und bluthrothen Bändern auf ihrer Haube, stieß ihren neben ihr sitzenden kleinen Gatten leise mit dem Ellbogen an.

„Mann! Da sitzt dort in der Loge wahrhaftig und Gott der Baron Breiten“, flüsterte sie, „und ich habe geglaubt, er sei im Occident gestorben.“

„Orient, Euphrosinchen“, verbesserte Herr Eschmüller.

„Ach was, Occident oder Orient, kommt auf Eins heraus“, meinte ärgerlich unsere Freundin. „Die Hauptsache ist, daß er lebt, Alles gewußt, und die arme Isabella doch im Stich gelassen hat in ihrer Noth. Die Männer! Ich hätte meinen Kopf auf diesen Breiten zum Pfand gegeben, und nun seh' Einer einmal her! Bekümmert sich nicht mehr um das arme Mädel, nachdem er geschworen, sein Lebtag ihr Freund zu blei-

ben, bloß deshalb, weil es kein Geld mehr hat. Pfui Tausend! Aber wer denn nur die elegante Frau in Trauerkleidung sein muß, mit welcher er immer spricht. Herjeh! er hat ja auch einen Flor um den Hut, und schwarze Handschuh' an, am Ende ist's gar seine Frau."

Und die gute, dicke Frau sah mit wahrem Ingrimm nach Martha hinüber.

Alle Nummern des Programms waren beendet, bis zur vorletzten. Die Herren und Damen der Gesellschaft hatten meisterhaft geritten, die Akrobaten die halsbrecherischesten Kunststücke gemacht, die Clowns sich in Späßen überboten, aber die Aufmerksamkeit des Publikums war getheilt, und in ihrer Erwartung auf die Königin des Abends gerichtet, die endlich erscheinen sollte.

Das Orchester intonirte den der Künstlerin gewidmeten Demars-Marsch, und eine beinahe fieberhafte Spannung hatte sich des Publikums bemächtigt. Selbst der Monarch in der Hofloge beugte sich über die Brüstung derselben, und hielt sein Opernglas fest auf den Eingang der Manege gerichtet. Er war ein großer Verehrer der edlen Reitkunst, und beschützte sehr deren muthige Jüngerinnen.

Die halbe Sperrsitzreihe vorn leerte sich, und die Herren, welche Ansprüche machten, zum Sport und zu den

Tonangebern zu gehören, drängten sich an den Eingang der Manege, um die schöne Reiterin in der Nähe zu bewundern, ein Lächeln ihres Mundes zu erhaschen. Umsonst baten die Stallmeister, Platz für die Reiterin zu lassen, Niemand achtete darauf, und die Demars-enthusiasten hielten es gleich den Fanatikern Indiens wahrscheinlich für ein Glück, von den Hufen des Thieres, welches die schöne Reiterin trug, gestreift zu werden.

Kopfschüttelnd ließen die Stallmeister endlich in ihren Vorstellungen nach, und begaben sich hinter die Portière zurück, um die Reiterin dort auf die menschliche Barrière aufmerksam zu machen, und somit ein Unglück zu verhüten.

Auf ein gegebenes Zeichen theilte sich der bunte Vorhang, und Suleiman mit seiner schönen Herrin zeigte sich. Eine Sekunde hielt die Künstlerin ihr Roß zurück, offenbar in der Erwartung, man werde ihr Platz machen, und den Eingang in die Rotonde freigeben. Als dies aber nicht geschah, man im Gegentheile sich noch näher herandrängte, da spielte ein reizendes Lächeln des Uebermuthes um die vollen Lippen, sie spornte ihr Roß, und mit einem Satz flog Suleiman über einen Theil der Köpfe hinweg in die Rotonde des Cirkus hinein.

Das Reiterstückchen war so kühn und rasch, mit

so vollendeter Sicherheit vollführt, daß es wirklich den rasenden Beifall verdiente, der nun folgte. Alles schrie, raste, tobte! Fest und sicher saß die Demars im Sattel; die kleine Hand hielt den Zügel so stramm, daß Suleiman wie aus Erz gegossen da stand. Nur seine Flanken schlugen, und der weiße Schaum lief über sein Gebiß hinab. Die Reiterin neigte sich dankend.

Man sagte nicht zu viel, wenn man die Künstlerin bezaubernd fand; sie war hinreißend schön. Sie trug das reiche, gediegene Kleid der Damen der Renaissance. Die kirschrothe Farbe desselben von schwerem Sammt hob das südliche Internat ihres Teints, und unter der silbergestickten Kappe quoll eine Fülle rabenschwarzer Locken hervor, die das griechisch geformte Gesicht einrahmten. Die schöne Edeldame des siebzehnten Jahrhunderts ritt unter den rauschenden Klängen der Musik langsam die Bahn entlang. Jetzt blieb sie stehen, unweit der Loge Martha's, die erst jetzt voll und klar der Kunstreiterin Antlitz sehen konnte. Ein leiser Schrei der Ueberraschung flog von ihren Lippen; sie ergriff Breitens Hand und die Augen der Reiterin, bis jetzt gesenkt, hoben sich unter den langen Wimpern zu der Loge empor, von woher sie den Ruf vernommen. Isabella's wundervolle Augen begegneten Martha's und Breitens auf sie gerichteten Blicken. Es war nur ein

kurzer Augenblick, in welchem die Kunstreiterin zur Loge emporsah, aber in dem Blicke, den sie auf dieselbe richtete, lag eine Welt von Bitterkeit und Enttäuschung. Der Kunstreiterin Gesicht nahm einen Augenblick eine tödtliche Bläße an; ihre Lippen schlossen sich krampfhaft.

„Was Teufel hat die Demars? Zum ersten Male sehe ich sie heute außer Fassung?" rief Düring seinen Freunden zu, und die Augen und Lorgnon's der Sportsmänner wandten sich neugierig auf die Kunstreiterin.

Diese aber hatte bereits wieder ihre gewohnte Ruhe erlangt, und ihr Pferd mit sicherer Hand in seinen Schulgang geleitet, dessen Durchführung ihr den reichsten Beifall eintrug. Zum Schlusse aber tanzte Suleiman im zierlichsten Pas eine Polka, nach deren Beendigung er auf den Hinterhufen stehend, mit den Vorderfüßen das Publikum grüßte. Es war dies eine für Reiterin und Roß gleich gefährliche Stellung, und neuer Applaus erdröhnte. Eine fast unsichtbare Hilfe der Künstlerin zwang das Thier gleichsam zu danken, indem es die schlanken Vorderfüße im Sande ausstreckte, den stolzen Kopf tief zur Erde neigte, so daß seine Mähne wie ein Schleier herabfiel. Dann riß sie es empor mit kräftigem Ruck, und Suleiman tanzte im zierlichsten spanischen

Schritt dem Eingange der Manege zu, um bald darauf mit seiner schönen Bürde hinter dem bunten Vorhang zu verschwinden, einen wahren Orkan von Beifall hinter sich lassend.

Man rief, man schrie nach der schönen Reiterin, bis sie endlich wieder erschien, diesmal nicht mehr zu Pferde, die lange Schleppe ihres Kleides über den Arm geschlungen, sich graziös verneigend, und das kostbare Rosenbouquet aufhebend, welches einer ihrer glühenden Verehrer ihr geworfen.

Von dem Direktor zurückgeleitet, verschwand die große Künstlerin zum zweiten Male hinter der Portière, um erschöpft, bleich vor Aufregung, sich auf einen Moment in ihr kleines Künstlerboudoir der Manege zurückzuziehen, und gleich darauf sich in ihre Wohnung zu begeben.

Isabella bewohnte während ihres zeitweiligen Aufenthaltes in der Residenz noch immer das Haus in der Praterstraße, daß sie käuflich an sich gebracht. Sie bewohnte den ersten Stock, welchen Herr Allen einst inne gehabt. Der Laden zu den „zwei brennenden Herzen" unten war verschwunden und das Eschmüller'sche Ehepaar bewohnte die untern Räumlichkeiten in gemüthlicher Zurückgezogenheit, durch die Freigebigkeit ihres einstigen Schützlings in reichlicher Weise bedacht.

Dort langte sie nun an, begleitet von der biederen, treuen Frau Eschmüller, müde und matt, im Herzen gebrochen, indessen das Publikum bei ihren Leistungen sich trefflich amüsirt, für sein Geld sich zerstreut hatte. Isabella hatte die lächelnde Maske der Künstlerin abgenommen, und ihr Herz erzitterte unter dem Bewußtsein, von ihren besten Freunden wirklich um ihrer Armuth willen verlassen worden zu sein.

Die Kunstreiterin war nicht allein; Frau Eschmüller war bei ihr. Die tapfere Frau bemühte sich umsonst, alle ihre Ueberredungskraft aufzubieten, um Isabella heiter zu stimmen, während sie sich doch auch gar gewaltig über die wortbrüchigen Freunde ihres Lieblings ärgerte.

Isabella saß auf einer niederen Ottomane. Sie hatte die prunkende Künstlerkleidung gegen einen einfachen weißen Schlafrock vertauscht. Das ganze Gemach, in welchem sie sich befand, zeigte von dem einfachen, aber sinnigen Geschmack der Künstlerin. Werthvolle Tapeten und Gemälde zierten die Wände, der Duft von Blumen durchzog die Luft. Ueberall sah man die Bequemlichkeiten der bevorzugten Lebensstellung, aber nirgends den überladenen Geschmack eines Parvenue.

Isabella beugte sich über einen kleinen Tisch am Sopha; das schöne Haupt war gebeugt.

Da trat das Kammermädchen ein, meldend, daß

eine Dame in Trauer das Fräulein zu sprechen wünsche.

„Ich kann Niemanden empfangen", sagte die Künstlerin hastig und mit wogendem Athem.

„Doch, Isabella, mich kannst Du, und mußt Du empfangen", sagte die eintretende Martha, welche dem Kammermädchen rasch gefolgt, und ebenso schnell auch eingetreten war, während Frau Eschmüller das Zimmer verließ.

Isabella hob das Haupt empor. Stolz und kalt erhob sie sich vom Divan. Umsonst streckte Martha der Freundin beide Hände entgegen, sie beachtete es nicht, und bot ihr nur mit ceremoniöser Bewegung einen Sitz an.

„Isabella, warum dieser Empfang?" rief Martha schmerzlich bewegt. Doch plötzlich bedeckte eine liebliche Röthe ihr Gesicht, und sich der Freundin nähernd, flüsterte sie:

„Verzeihe mir, Isabella, daß Breiten mein Gatte geworden."

„Das ist es nicht, was mich verletzt", antwortete stolz Isabella, indem sie der einstigen Freundin beinahe heftig in's Wort fiel. „Es muß mir gleichgültig sein, wem Du Deine Hand reichtest, nachdem Du mich verlassen konntest in meiner bittersten Noth, nachdem ich

vergebens mich an Deine und Breitens Hülfe gewandt, in der schwersten Zeit meines Lebens, nachdem Ihr, die einzigen Freunde, die ich nach dem Tode meines Vaters besaß, mich um meiner Armuth halber verlassen."

„Isabella, was sagst Du? Unserer Hilfe hättest Du bedurft, nachdem Theobald, Dein Gatte —?"

„Theobald, mein Gatte?" fiel die Künstlerin ihr aufgeregt in's Wort, „wer wagte es, eine solche Lüge zu behaupten?"

In fliegender Hast erzählte nun Martha Alles, was unsere Leser bereits wissen, und Angst, Schrecken, namenlose Bestürzung über das Vernommene malte sich in Isabella's leicht beweglichen Gesichtszügen.

Uebergehen wir die Momente der Freude, des Entzückens, welche sich Isabella's bei der Gewißheit bemächtigten, daß nur entsetzliche Bosheit und Rachsucht sie an die Schuld der Freunde glauben gemacht, daß dieselben noch eben so treu fühlten wie einst.

Die Künstlerin barg wie vor Jahren ihr Haupt an der Freundin Brust, und Martha strich wie einst über die schwarzen Locken mit ihrer weichen, zarten Hand, an welcher jetzt der Ehering Breitens ruhte.

Lange blieben an jenem Abende die Freundinnen beisammen, und auch Isabella erzählte von Allem, von

dem Anfang ihrer Künstlerlaufbahn, wie sie durch ihren ehemaligen Reitlehrer die Stelle einer Reiterin im Cirkus Baptiste bekommen, nachdem die erste Reiterin mit einem reichen Engländer entflohen war; wie sie von Stufe zu Stufe gestiegen, und, um allen Nachforschungen zu entgehen, den Namen Demars angenommen, immer aber das Weh im Herzen behalten habe über den scheinbaren Verrath der Freunde, um ihre verschollene Mutter; wie sie überall nachgeforscht nach derselben, immer vergebens, wie nur ein Lichtblick sich ihr gezeigt, nachdem sie bereits ihre Künstlerlaufbahn begonnen. Frau Eschmüller hatte nämlich nach der Abreise jenes Herr Allen, der hier im Hause gewohnt, für eine Bekannte von ihr jene Zimmer gemiethet, und als sie hinaufging, um selbe säubern und reinigen zu lassen, fand sie im Kehricht des Zimmers, welches Herr Allen selbst bewohnt, einen Streifen Papier, wie man sie zu Adressenschleifen benutzt, und auf demselben standen die Worte: „Wichtige Documente, Frau Hörwald betreffend.“

„Du kannst Dir meine Bestürzung, meinen Schmerz denken“, fuhr Isabella in ihrer Erzählung fort, „als ich durch meine wackere Eschmüller dies Alles erfuhr, und dann die Gewißheit erlangte, jenen Herrn Allen nirgends mehr auffinden zu können. Ich wandte Alles

an, um ihn zu erforschen, umsonst! Er war spurlos verschwunden, und Niemand kann mir nun die Gewißheit verschaffen, ob jene Dokumente meiner armen Mutter angehörten, oder ob nur ein tückischer Zufall mit mir sein loses Spiel getrieben hat; und so schwebt noch immer ein geheimnißvolles Dunkel über meiner Abkunft."

Martha richtete theilnahmsvolle Worte an die Freundin.

„Meine theure, arme Bella", sagte sie, „was hast Du gelitten bis Du Dich auf die Höhe der Kunst emporgeschwungen, auf welcher Du nun stehst, bis Du zur großen Künstlerin geworden bist!"

„Ja, Martha, das Unglück allein hat mich zu dem gemacht, was Du in Deiner freundlichen Nachsicht mich nennst. Durch das Fegfeuer der Thränen und Schmerzen muß man gegangen sein, um sich selbst vergessen, der Kunst allein leben zu können, die mir nun lieb geworden ist für's Leben."

„Und möchtest Du Deinem mühevollen Beruf nicht entsagen, Bella, bei uns wohnen und leben?" fragte die Freundin zärtlich.

„Nein, Martha, das vermag ich nicht", erwiderte Isabella trübe lächelnd. „Ich könnte einem Berufe

nicht entsagen, der mir scheinbare Ruhe und Vergessen bringt!"

Isabella hatte diese letzen Worte beinahe flüsternd gesprochen, und doch hatten sie das scharfe Ohr der Freundin erreicht, ihr deren tief verborgenen Sinn offenbart.

Die Sonne schien wieder hell und freundlich in die Zimmer Isabella's am andern Tage. Der Sturm der Nacht hatte die Wolken vertrieben, und der Winterhimmel blickte wieder heiter, als Martha der langentbehrten Freundin ihren Gatten brachte.

Sie reichten sich die Hände wie einstmals, und ein Blick tiefer, herzlicher Zuneigung, die weder Schicksale noch Lebensverhältnisse schwächen konnten, erfüllte Beide mit aufrichtiger wiedergewonnener Ruhe. Obgleich Breiten schmerzlich den doppelten Verlust Isabella's erkannte, ein Blick auf Martha gab ihm seine Fassung wieder.

„Und sind Sie glücklich in Ihrem Berufe?" fragte Breiten sanft nach dem ersten Austausch über die verflossenen Ereignisse.

„Ich bin es als Künstlerin, und suche in meinem Berufskreise soviel Glück als möglich um mich her zu verbreiten", entgegnete sie mit festen, bestimmten Wor-

ten. „Mein einziges Bestreben gilt nur noch der Kunst, und dem Wiederauffinden meiner Mutter.“

„Lassen Sie mich Ihnen in Letzterem behülflich sein“, sagte Breiten bittend.

Mit dankbarem Vertrauen hob sie ihre dunklen Augen zu ihm auf.

„Wie gut, wie theilnehmend Ihr Beide seid“, sagte sie gerührt, „und ich konnte Euch verkennen? Verzeiht mir, ich litt am meisten darunter; aber lassen wir die Vergangenheit. Ich nehme dankbar das Anerbieten an, mir in meinen Forschungen nach meiner Mutter behülflich zu sein, und gebe Gott, daß Ihnen dies besser als mir gelingt.“

Breiten hielt Wort. Er that sein Möglichstes, um Licht in das geheimnißvolle Dunkel der Abkunft Isabella's zu bringen; er bereiste selbst alle jene Orte, in welchen sich eine Spur vielleicht hätte zeigen können. Umsonst! Was der Polizei nicht gelang, versuchte auch er vergebens. Herr Allen war verschwunden; entweder hatte er den Namen gewechselt, oder er war außer Landes gegangen.

Im Frühjahr siedelte Breiten mit seiner jungen Gattin nach Breitenfeld über. Isabella, die auf einige Zeit Urlaub von Monsieur Baptiste sich erwirkt, begleitete die Freundin, um auf dem Lande sich von

ihrer angestrengten Thätigkeit zu erholen. Sie sollte dieses jedoch nicht finden, denn Martha, an das milde wohlthuende Klima Egyptens gewöhnt, fing wieder an zu kränkeln und Isabella war es, welche sie auf's Sorgsamste pflegte. Die Kunstreiterin erschien niemals aufopfernder, selbstverleugnender, als am Krankenbette Martha's. Kein noch so leiser Hauch von Mißtrauen trübte das Wiederfinden der Beiden und die Künstlerin erkannte die Pflichten ihrer Stellung der Freundin und deren Gatten gegenüber besser, als manche ehrbar scheinende und mit diesem Schein prunkende Frau, welche so oft leichtfertig das Leben einer Künstlerin in den Staub zu treten sucht und bei einer solchen keinerlei weibliche Tugenden voraussetzt, noch zuläßt.

Es war ein eigenes Gefühl für Breiten, als abermaliger Schloßherr von Breitenfeld sich zu wissen, umgeben von den beiden Frauen, welche für ihn im Leben eine so bedeutungsreiche Rolle gespielt hatten.

Oft wenn er bei Martha saß und Isabella ab und zu der Freundin selbst die geringste Handreichung leistete, glaubte er sich in einem frohen und glücklichen Traume zu befinden. Seine Pflichten gegen Martha hatten nach und nach jeden selbstsüchtigen Gedanken aus seiner edelmüthigen Brust verbannt, seine einzige

Besorgniß bestand nur darin, daß er vielleicht nicht dazu geschaffen sei, seine Gattin so glücklich zu machen, wie sie, das hingebende sanfte Wesen es verdiente, und obgleich Isabella ihm noch theuer war, so trübte doch kein Augenblick des Mißverstehens das Leben beider Gatten, dessen eingegangene Pflichten Breiten mehr als zu ehren verstand.

Sechstes Kapitel.

Die Bekenntnisse eines Sterbenden.

Die Ehe Johanna's von Breiten mit dem einstigen Schloßverwalter Brandt war eine sehr unglückliche; das Aergste, was die Freiherrin in ihrem Leben treffen konnte, geschah. Sie wußte ihr eigenes Kind unglücklich, den Schwiegersohn als Verschwender. Sie lebten meistentheils getrennt und führten Beide ein Leben voll üppigen Genusses. Adelhaide, welche kein Mittel gescheut hatte, um zu Reichthum zu gelangen, die mit gierigen Händen Schätze auf Schätze gehäuft, die nun geglaubt hatte auszuruhen auf den Lorbeeren, welche sie durch Intriguen errungen, sah nun das künstlich erbaute Gerüste aller ihrer Pläne zerstört; vernichtet, von der eigenen Hand ihres Kindes und deren Gatten.

Sie war es, die Johanna zu dieser Ehe gezwungen.

als Brandt deren Hand bei ihr begehrte; das junge Mädchen hatte widerstrebend eingewilligt und suchte ihre verlorene Freiheit nun in anderer Art wiederzugewinnen.

Seit einigen Tagen verweilte Brandt auf Adlerberg. Er war gekommen, um neue Geldforderungen an die verwittwete Freiherrin zu richten, in seinem und im Namen seiner Frau.

In dem großen Eckzimmer, wo wir die Freiherrin Adelhaid zum ersten Male erblickt, finden wir sie auch jetzt in der hereingebrochenen Dämmerung eines Frühjahrabends. Nachlässig zurückgelehnt in dem etwas steifen, mit rothem Sammt überzogenen Lehnstuhl, starrt ihr Blick gedankenlos in's Leere. Aus den Zügen des gealterten Gesichtes spricht eine Müdigkeit, die an Apathie streift. Die abgemagerte Gestalt umfließt ein weites Trauergewand, denn die Freiherrin gibt ihr ganzes übriges Leben eine Trauer in ihrer äußeren Erscheinung um den verstorbenen Gatten kund, welche sie im Herzen niemals empfunden.

Die Freiherrin blickt hinaus in den duftenden Garten, dessen grüne Blätter und vielfarbige Blumen von Lenzesblühen, von Auferstehen sprechen. In ihren Augen liegt etwas wie ein unendlicher Schmerz, ein Stöhnen entringt sich ihrer Brust und aufstehend durch-

eilt sie mit hastigen Schritten das düster gewordene Gemach.

Da öffnet sich die Thür. Hinter einem eintretenden Diener, welcher eine Lampe bringt, wird eine kleine gedrungene Männergestalt sichtbar; borstige, wirre Haare bedecken den Kopf, der große, weite Mund zwingt sich zu einem Lächeln und eine Atmosphäre von Schnupftabak und Branntwein strömt von ihm aus, als er den Diener rücksichtslos bei Seite schiebt und die Thür hinter ihm wieder zumacht.

Instinktmäßig wich die Freiherrin zurück; es war weniger Furcht, als namenloser Ekel, der sich ihrer bemächtigte. Einen Augenblick standen sie sich gegenüber, die zwei so verschiedenen Menschen, und beinahe wie im Flüstern drang von der Freiherrin der Name „Brandt" über ihre Lippen.

„Ich bin's, Frau Baronin, ja", sagte Derjenige, welcher mit seiner verschliffenen Cravatte, seinem abgetragenen, aber modisch gearbeiteten Rocke einem Abenteurer ähnlich sieht. „Ich bin's, der wiedergekommen aus Brasilien; es litt mich nicht dort, ist wenig zu machen mit so 'em Lumpengeld, wie Sie mir zur Reise gegeben haben und komme deshalb, mir Neues zu holen."

Er sprach in einem frechen übermüthigen Tone.

„Also neue Forderungen an mich bringen Euch wieder hierher?“

„Habt Ihr geglaubt, die Liebe zu meinem Bruder, Eurem liebenswürdigen Schwiegersohn, hätte mich die weite Reise aus einem entfernten Lande machen lassen?“

Der Abenteurer lachte frech auf.

„Und das Geld, das viele Geld, was ich an Euch verschwendet, was geschah damit?“ fragte die Freiherrin mit bebenden Lippen zurück.

„Ich sagt' Euch ja schon, daß es nicht reichte.“

„Aber Ihr verspracht mir, in Brasilien Euch käuflich niederzulassen.“

„Das hatte ich auch im Sinne, aber das Schicksal, oder der Teufel, wenn Ihr wollt', ließ es nicht zu. Ich hatte die hiesige Gegend kaum verlassen, als ich mit einigen alten Freunden aus früherer Zeit zusammentraf; kecke, lustige Burschen, die ich nach dem Tode Eurer armen, lieben, geduldigen Schwester — nun, nun, erschreckt nicht, soll ich mich des Geständnisses nicht rühmen, daß ich sie gepflegt, Eure Verwandte, die Zeit über — und darüber meine früheren Freunde vergessen hatte? Nach dem dumpfen, einförmigen Leben, das ich die Zeit über geführt, that mir's wohl, mich mit meinen wackeren Gesellen von einstmals wieder zusammenzufinden, an den Spieltischen mein Geld zu

vergeuden, und das lustige Leben von einstmals wieder anzufangen. Und so ist denn das viele, schöne Geld, wie Ihr's nennt, fort in alle Winde verstreut und bin nun gekommen, mir Neues zu holen."

„Um neue Schurkenstreiche auszuführen, nicht wahr?" fiel plötzlich die Stimme des einstigen Schloßarztes vom Adlerberg ein, welcher aus einem Nebenzimmer eingetreten war.

„Ah! Sieh da, mein netter, lieber Bruder! Freut mich, Dich zu sehen", meinte der Erstere kaltblütig und ein neues grinsendes Lachen verzog seinen Mund, „aber Schurkenstreiche", setzte er im Tone tückischer Empfindlichkeit hinzu, „solche Worte sollten nicht aus Deinem Munde kommen; siehst Du, Deine Schwiegermutter versteht's besser. Freunde, die auf solchem Fuße mit einander stehen, wie wir Drei, müssen sich nicht mit so häßlichen Redensarten traktiren.

„Sprecht nicht von der Vergangenheit", versetzte die Freiherrin mit bleich gewordenen Lippen, „und nennt Diejenigen, welche ein augenblicklicher Irrthum in Eure Hände gab, nicht Eure Freunde."

„Ihr sprecht sehr gelehrt", antwortete der Fremde grinsend, „aber wißt Ihr, daß ich mich wenig darum scheere, Euer Freund oder Feind zu heißen und daß ich nur glaube, es wäre thöricht von Euch Beiden,

mich jetzt zum Feinde zu haben, jetzt wo nur ein Wort von mir Alles —".

„Und was verlangt Ihr an Geld?" fiel mit einem Tone, der von einem festgefaßten Entschluß zeugte, die Freiherrin ihm in's Wort.

„Bah! 'ne Kleinigkeit, achttausend Gulden sogleich und eine Anweisung auf dieselbe Summe für später."

„Und wenn es nun der Fall wäre, daß ich Euch jene Summe gewährte"; die Freiherrin machte eine abwehrende Bewegung gegen ihren Schwiegersohn, der ihr in's Wort fallen wollte; „seid Ihr dann Willens, mich nicht weiter zu belästigen?"

„Da müßte ich ein Narr sein", meinte der Fremde lachend. „Nein, dazu verpflichte ich mich nicht. Ich war darauf vorbereitet, von Euch solche Anerbietungen zu hören, ich weiß, daß Ihr mich Beide haßt; das ist natürlich, auf solche Art verbundene Menschen, wie wir, lieben einander selten, hahaha, nicht wahr? Also Aug' um Auge, Zahn um Zahn, sag' ich. Wollt' Ihr nicht, nun gut, so ist unsere Unterredung zu Ende!"

„Es ist nicht Dein Vortheil, uns zu verrathen", sagte sein Bruder jetzt mit unsicherer Stimme, „unser Untergang wäre auch der Deine."

„Bah! Was liegt mir daran, ob ich am Galgen baumle, oder als ehrlicher Christ in einem Bette sterbe;

sterben muß ich ja doch 'n mal. Für Euch hochgeborne Seelen ist das freilich 'was Anderes."

Und er lachte abermals höhnisch auf.

Die Freiherrin erbebte sichtlich, ihr Gesicht ward aschfahl und einen Augenblick verlor sie ihre Fassung.

„Ihr sollt Alles haben, was Ihr verlangt", sagte sie endlich in bebendem Tone, und ging zu ihrem Secretär, welchen sie öffnete. Dann entnahm sie demselben mit zitternder Hand die bedungene Summe, schrieb ebenso die verlangte Anweisung und übergab Beides dem Fremden.

„Seht Ihr's, daß es eine gefälligere flottere Art gibt, seine Geschäfte abzumachen", grinste Jener, „als durch Drohungen und Verdruß? Und nun will ich Euch 'ne Güte thun", fuhr er fort, indem er das Geld und die Anweisung in seine Brusttasche steckte, „und Euch sagen, daß ich die Gegend wieder verlassen will, morgen schon vielleicht. Ihr haltet mich Beide für ein schlechtes Subjekt, aber es ist nicht so arg mit mir, wie Ihr meint. Hab' auch 'n Gefühl in meiner Brust; hatt' sogar einmal Jemand recht lieb und das warst Du, Bruder! 's ist freilich schon eine lange Zeit her seitdem, aber Du weißt, ich hing immer an Dir bis zur Zeit, wo Du und Deine jetzige Schwiegermutter mich zu dem gemacht, was ich bin. Nun, ich will

die alte Geschichte nicht wieder aufwärmen, gehabt Euch wohl, Beide!"

Mit diesen Worten verließ er grinsend das Zimmer.

Die Freiherrin sah ihm nach, bleich, mit zusammengepreßten Lippen und funkelnden Augen.

„O, daß ich ein Mann wäre, um da eingreifen zu können", flüsterte sie wie für sich; doch der Gatte ihrer Tochter hatte ihre Worte gehört. Er näherte sich ihr und wie er so neben ihr stand, seine Stimme gedämpft zu ihr sprach und sie zu ihm emporsah mit dem flammenden haßglühenden Blick, da hatten sie sich verstanden! In unheimlichem Glanz leuchteten Beider Augenpaare und ein beinahe teuflischer Zug legte sich um der Freiherrin schmale Lippen, die vor der Welt gewöhnt waren, sich nur im frommen Gebete zu bewegen.

Der Abend war hereingebrochen. Der Lärm der Welt verstummte allmälig; die Menschen ruhten aus von des Tages Lasten und Sorgen; das blasse Mondlicht, das soeben aufgegangen, webte seltsame Gestalten und gespensterhafte Schatten um die Ruine des Adlerberg; die Stämme des nahegelegenen Waldes wurden zu Riesen und die eintönigen Rufe der Nachtvögel mischten sich in das geheimnißvolle Rauschen des nahen See's.

Die Gestalt eines Mannes wurde im Walde sichtbar. Es war der Fremde aus dem Schlosse, welcher den Waldweg nach dem Dorfe eingeschlagen hatte. Er blieb einen Augenblick stehen.

Es war ihm, als habe er hinter sich ein Geräusch vernommen. Die Zweige raschelten, als würden sie auseinander gebogen; der Fremde nahm ein Pistol aus seiner Brusttasche und war offenbar auf einen Angriff gefaßt.

Beruhigt steckte er dasselbe jedoch gleich darauf wieder ein. Der Kopf eines Rehes zeigte sich. Das kluge Thier sah sich ringsum, lauschend hob es den Kopf empor, dann beugte es sich zu einem nahen Gesträuche nieder und fraß ruhig die Blätter desselben.

Da, plötzlich erhob es wieder den Kopf und wendete denselben nach der Richtung, in welcher der Fremde fortgegangen war. In wilden Sätzen flog es von dannen, die mögliche Gefahr, die Nähe von Menschen witternd.

Der Instinkt bewahrte das kluge Thier; der mit Vernunft begabte Mensch, keine zwanzig Schritte davon, ahnte nicht, daß die Gefahr für ihn hinter den Bäumen lauere.

Plötzlich, wie aus der Erde gezaubert, stand die Gestalt des einstigen Schloßarztes jener des Fremden

gegenüber. Einen Augenblick schien der Letztere vom Schrecken überwältigt, doch schon im nächsten hatte er seine Geistesgegenwart wieder erlangt. Er blieb stehen.

„Was willst Du von mir", sprach er ruhig, „daß Du mir hierher folgst in den Wald."

„Was ich will? Dein Versprechen, daß Du diese Gegend für immer verläßt."

Ein wildes Lachen ertönte durch die Stille des Waldes aus dem Munde des Fremden. Dann ward es wieder still, sie standen sich gegenüber, schweigend, und doch lag in diesem Schweigen etwas Entsetzliches.

„Fürchtest Du Dich so sehr vor meinen Geständnissen?" fragte der Fremde endlich höhnend.

„Nein, ich fürchte sie nicht, denn ich werde Dich unschädlich zu machen wissen", zischte der Andere und packte seinen Gefährten plötzlich und unvermuthet an der Kehle.

Ein kurzes Ringen entstand; der Fremde, obwohl ein Mann von großer Kraft, versuchte vergebens Widerstand zu leisten, die Pistole in seiner Hand ward ihm entwunden, ein Blitz, ein Knall, und stöhnend brach der Fremde zusammen.

Dann ward Alles wieder still.

„Man wird ihn für einen Selbstmörder halten", murmelte Brandt, durchwühlte die Taschen seines Geg=

ners, nahm aus denselben Alles an sich, und entfloh in der Richtung des Schlosses.

Ein leiser Wind bewegte die Zweige der Bäume im Walde. Geheimnißvoll neigten sie sich gegeneinander, als wollten sie sich von dem stillen, blassen Manne da unten erzählen, welcher durch die Hand des Bruders gefallen.

Die Nacht verstrich; schon dämmerte im fernen Osten der Morgen, als ein leises Beben die regungslose Gestalt durchdrang, das Leben kehrte wieder. Da nahten Schritte vom Walde her, Stimmen wurden laut.

„Mir scheint, wir haben den Weg verfehlt und sind im Adlerberger Forst“, sagte die Stimme des Schloßherrn von Breitenfeld, der am frühen Morgen aufgebrochen war, um zu jagen.

„Der Frühnebel hat uns irregeführt“, meinte sein Begleiter, der Förster auf Breitenfeld. „Aber jetzt zertheilt sich der Nebel und der Frühmorgen bricht in vollster Klarheit an. Doch sehen Sie nur, Herr Baron, da in's Gebüsch. Was mag Diana nur ankommen? Das Thier schnuppert ja hier herum, als ob irgend wo 'ne versprengte Schnepfe herumläge“, meinte der Förster und zeigte auf einen goldbraunen Hühnerhund, der schnuppernd die Waldwege durchstöberte.

Die Beiden bogen seitwärts ein, um den verlorenen Weg wieder zu gewinnen. Ein leises Stöhnen schlug an ihr Ohr.

„Was war das, gnädiger Herr? Es schien mir wie der Laut einer Menschenstimme!“ sagte der Förster erschrocken.

In diesem Augenblick stieß Diana ein kurzes Geheul aus, wie es Hunde zu thun pflegen, wenn sie den Menschen auf etwas Besonderes aufmerksam machen wollen. Dann kroch sie winselnd und schnuppernd in den nahegelegenen Büschen herum.

„Gnädiger Herr, hier muß etwas geschehen sein, sehen Sie nur einmal den Hund an.“

„Dann dem Hunde nach, so rasch als möglich, das kluge Thier leitet uns sicher auf die richtige Spur“, sagte Breiten entschlossen.

Beide folgten nun der emsig suchenden Diana und schon nach wenigen Augenblicken entdeckten sie etwas seitwärts gelegen den schwer Verwundeten auf dem thaufeuchten Erdboden.

„Heiliger Gott, hier ist ein Unglück geschehen!“ rief Breiten erschrocken.

„Es wird irgend ein Wilddieb sein, gnädiger Herr, der Eins auf's Kerbholz gekriegt hat, für's Wilderern.“

„Und sollen wir ihn deshalb zu Grunde gehen lassen? Schnell zurück in das Breitenfelder Forsthaus und bestellt von dort eine Tragbahre."

Der Förster entfernte sich eilig; Breiten aber beugte sich über den Verwundeten herab, welcher, schwer stöhnend, scheinbar besinnungslos dalag. Mit einem leisen Ausruf des Erstaunens fuhr indeß Breiten rasch zurück; er hatte in den verzerrten Gesichtszügen desselben jenen Herrn Allen wiedererkannt, mit dem er vor Jahren in ein und demselben Hause gewohnt, dessen Physiognomie schon damals einen so merkwürdigen Eindruck auf ihn hervorgebracht.

Leute aus dem Forsthause erschienen, man brachte den Schwerverwundeten nach Breitenfeld. Der herbeigerufene Arzt erklärte die Wunde noch als sehr schwer, jedoch nicht lebensgefährlich, „er hoffe den Kranken zu retten."

Mit welchen Gefühlen Breiten in's Schloß zurückkehrte und Martha und Isabella Alles mittheilte, wollen wir übergehen und nur so viel sagen, daß Isabella der Vorsehung dankte, denn jetzt endlich war ihr die Möglichkeit gegeben, wenigstens theilweise etwas über Herrn Allen's Vergangenheit zu erfahren; über jene Adressenschleife sich Aufklärung zu verschaffen. Sie eilte hinab in's Försterhaus mit wiedererwachter Hoffnung.

Dort war der Kranke nach einigen Stunden wieder zum Bewußtsein erwacht und fühlte sich nach den Anordnungen des Arztes bedeutend besser.

Nach lange anhaltendem Schlummer öffnete er die Augen und sein erster Blick fiel auf Isabella, welche an seinem Lager saß, während Breiten nachdenkend neben ihr stand, den Arm auf die Bettlehne gestützt.

Des Verwundeten Augen ruhten lange auf Isabella, oder vielmehr sie hefteten sich in starrem Blicke auf das goldne Kreuzchen, das sie an einem schwarzen Sammtbande gewöhnt war täglich zu tragen. Seine Hand erhob sich und deutete auf dieses Kleinod, und mit leiser Stimme fragte er, zitternd vor Aufregung, wer dieses Kreuz ihr gegeben.

„Es ist von meiner Mutter", antwortete Isabella.

Der Verwundete sah die Kunstreiterin an, mit Augen, die aus ihren Kreisen zu treten schienen.

„Und Ihre Mutter war? O, reden Sie, o, reden Sie! Zeigen Sie mir das Kreuz!" sagte er aufgeregt, sich im Bette aufrichtend.

Zitternd löste Isabella dasselbe von ihrem Halse und reichte es ihm hin.

„Ich weiß den Namen meiner Mutter nicht",

stammelte sie, „habe sie nie gekannt, sie schon als Kind verloren; mein Vater hieß Hörwald.“

„Aber ich — ich kann Ihnen denselben nennen“, rief der Verwundete in heiserem Tone mit neuerlangter Kraft, welche die Aufregung ihm verlieh, nachdem er das Kleinod besehen, die Worte auf demselben gelesen hatte.

„Ja! Sie sind Josefa, die Tochter Oskar Hörwald's und Josefa's vom Adlerberg!“

Todtenblaß warf sich Isabella zu den Füßen des Bettes nieder, auf welches der Verwundete, durch die momentane Aufregung auf's Aeußerste erschöpft, kraftlos zurückgesunken war.

Nach wenigen Minuten erholte sich der Unbekannte wieder und jedes Bemühen um ihn abweisend, sagte er: „O kümmern Sie sich nicht um mich jetzt, wer weiß wie lange ich noch zu leben habe, mich drängt's, ein Geständniß abzulegen, das mir im Grabe keine Ruhe lassen würde.“

Der Ausdruck der krankhaften Züge des Verwundeten war bei diesen Worten ein tiefschmerzlicher. Breiten und Isabella traten besorgt an sein Bett heran und während er Isabella's Hand faßte, bat er sie und Breiten, ihn anzuhören, so lange er noch Kraft habe Alles erzählen zu können.

„Ich war in meiner Jugend ein schlechtes, verkommenes Subjekt“, fing er an, „und will von jener Zeit nicht viel Anderes sagen, als daß es Jemandem schwer wird, zu Brod und Anstellung zu kommen, der einmal wegen Liederlichkeit im Gefängniß gesessen. Die Menschen treten einem Gefallenen ja so gern feindlich entgegen, statt ehrlich zu helfen und verleiden es Einem so, wieder rechtlich zu werden. „Wir brauchen Leute, die von jeher ehrlich und brav gewesen sind“, heißt es fast immer und der beste Wille scheitert an solchem Abweis. So ging's auch mir, bis ich in die Gegend von Adlerberg kam, wo ich einen Bruder hatte, dem es besser im Leben gegangen als mir, welcher Schloßarzt auf dem Adlerberg war und der es verstanden hatte, den Namen Brandt vor der Welt als ehrlicher Mann zu führen.“

Breiten fuhr bei diesen Worten jäh zusammen; ein leises Erstaunen bemächtigte sich seiner.

„Ich bat ihn, sich meiner anzunehmen. Er verschaffte mir eine Stelle als Aufseher der Ruine vom Adlerberg, wo ich zu viel zum Verhungern, zu wenig zum Leben hatte, da ich nur von den Trinkgeldern der Fremden lebte, welche die Ruine ansahen, aber ich war ihm doch dankbar dafür und that Alles, was er verlangte.

Da erkrankte der Freiherr auf Adlerberg; seine älteste Tochter Josefa eilte vom Auslande an sein Krankenlager; doch schon nach dem ersten Tage ihrer Ankunft erkrankte sie selbst an der Cholera, die sie vermuthlich schon im Auslande davongetragen, und welche nur jetzt erst zum Ausbruch gekommen war. Man brachte sie der Ansteckung halber auf die Ruine hinauf und Niemand wollte sie pflegen, denn Alles fürchtete sich vor der Krankheit. Da machte mein Bruder mir den Vorschlag, dies zu thun und ich willigte gern ein. Meine Bereitwilligkeit nutzte aber wenig, schon am andern Tage starb die Freiherrin in meinen Armen, fast zu gleicher Zeit mit ihrem Vater.

Ihre Schwester war nun Erbherrin auf Adlerberg. Josefa war in ihren letzten Stunden bei vollem Bewußtsein gewesen und verlangte wiederholt nach ihrer Schwester, welche sie sehnlichst zu sprechen wünschte. Die Freiherrin Adelhaide jedoch verweigerte ihre Bitte; sie hatte zu viel Furcht vor der Krankheit und zu wenig Liebe zu der Schwester. Da wandte sich Josefa an mich, und ließ mich schwören, ihrer Schwester das wichtige Geständniß zu hinterbringen, daß Josefa sich im Auslande heimlich vermählt und nach ihrem Tode die Zukunft ihres Gatten, ihres Kindes sicher gestellt wissen wolle. Ich that nach ihrem Wunsche. Meine Mit-

theilungen wirkten erschütternd auf die Freiherrin ein, nicht sowohl des Gatten Josefa's halber, als wegen des hinterbliebenen, nach dem Gesetze erbbefähigten Kindes. Mein Bruder sowohl als die Freiherrin boten mir eine bedeutende Summe für mein vorläufiges Stillschweigen. Ich ging den Handel ein.

In der Stille der Nacht sollte die Verstorbene oben auf der Ruine beerdigt werden; mir allein wurde dieses Amt überlassen. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich in der Nacht bei der Todten eintretend, die als verstorben Geglaubte aufrecht im Sarge sitzend fand, mit scheuem, entsetzensvollen Blicke die Hände flehend nach mir gerichtet. Das volle Verständniß ihres Scheintodes wirkte im ersten Augenblick auf mich betäubend."

Ein leiser Schauer durchbebte bei dieser Erzählung Isabella und mit athemloser Spannung folgte sie derselben.

„Die vom Starrkrampf gefesselte Lebenskraft", fuhr der Verwundete fort, „kehrte unter meinen Hülfeleistungen rasch wieder. Mit Tagesanbruch eilte ich in's Schloß hinab, der Freiherrin Alles mitzutheilen, die ärztliche Hülfe meines Bruders für die auf's Aeußerste Geschwächte in Anspruch zu nehmen.

Entsetzt vernahm die Freiherrin das Geschehene;

mein Bruder jedoch gebot mir bis zum Abend Verschwiegenheit, indem er mir erklärte, daß in den meisten solchen Fällen niemals die völlige Lebenskraft wiederkehre und der wirkliche Tod in einigen Stunden dennoch erfolge. Die vorzeitige Enthüllung der Wahrheit, meinte er, würde nur abermalige namenlose Bestürzung unter der geängstigten Bevölkerung hervorrufen, ohne in dem Verlaufe der Dinge etwas zu ändern. Ich glaubte seinen Worten. Als Abenteurer war ich noch ehrlich genug, an die Tadellosigkeit meines Bruders zu glauben, der sich bis jetzt der Welt gegenüber als ordentlicher Mann benommen hatte. Im Laufe des Tages kam die Freiherrin auf die Ruine herauf, in ihrer Begleitung mein Bruder, der mir ein in Papier gewickeltes weißes Pulver übergab, um dasselbe der Leidenden in's Getränk zu mischen. Es würde ihre Kräfte heben, meinte er. Nach seinem und der Freiherrin Fortgehen erfaßte mich indessen plötzlich ein unerklärliches Mißtrauen gegen Beide, und ohne eigentlich recht zu wissen weshalb, streute ich von dem weißen Pulver einem Hänfling vor, der hungrig am Fenstergesims auf und ab hüpfte. Kaum hatte der Vogel an dem Pulver gepickt, als er auch schon todt vom Gesims herabstürzte; meine Vermuthung war also gerechtfertigt, das Pulver enthielt Gift."

„Heiliger Gott", rief schaudernd Isabella und barg ihr erbleichendes Gesicht in beide Hände, während Breiten nur mühsam seine Aufregung über das Vernommene verbarg.

„Erschrecken Sie nicht, armes Fräulein", fuhr der Verwundete fort, „ich war in meinem Leben ein arger Lump, aber ein Mörder bin ich niemals gewesen. Ich rettete die Freiherrin Josefa, indem ich mich zum scheinbaren Mitschuldigen ihrer Schwester und meines Bruders machte, und die Unglückliche heimlich aus der Ruine entfernte, während ihre Mörder glaubten, ihr Opfer im kühlen Grabe zu wissen.

Es galt nun, das Kind Josefa's von dem Vater zu entfernen und es in die Gewalt der Beiden zu bringen. Mein Bruder und die Freiherrin beehrten mich mit ihrem Vertrauen, und ich ward dazu ausersehen, die Kleine unter dem Vorwande verwandtschaftlicher Theilnahme von deren Vater zu der Tante zu bringen. Was die Freiherrin mit dem Kinde vorhatte, theilte sie mir natürlich nicht mit, daß es aber nichts Gutes war, konnt' ich mir nach dem Vorgefallenen an den Fingern abzählen. Ich beschloß daher, auch die Kleine zu retten, sie zu ihrer Mutter zu bringen. Nicht aus Edelmuth that ich das, aber aus Eigennutz. Ich wollte auch für spätere Zeiten eine Handhabe gegen die Frei-

herrin haben, um die reiche Frau in meiner Gewalt zu behalten. Ich reiste nach München ab und übergab einstweilen die unglückliche Josefa einer Heilanstalt für Irrsinnige, denn insofern hatte mein Bruder Recht behalten, die volle Lebenskraft war nicht mehr wiedergekehrt bei der Aermsten, ihr Verstand hatte in etwas gelitten.

In München war die Cholera im höchsten Grade ausgebrochen und der Gatte Josefa's, Oskar Hörwald, derselben erlegen. Es war mir ein Leichtes, die Papiere desselben mir anzueignen, indem ich mich für dessen Stiefbruder ausgab. Das Taufzeugniß des Kindes jedoch fehlte unter denselben und befand sich, wie ich aus den Schriften ersah, in einem kleinen Orte der Schweiz, wo das Kind geboren war. Dieses wichtige Dokument jedoch mußt' ich haben zu meinen Plänen. Ich überließ das Kind einer Frau, bei welcher ich es in Pflege gefunden und reiste nach der Schweiz, indem ich Frau Bard versprach, bei meiner Rückkehr das Kind mit mir zu nehmen, es zu seiner Mutter zu bringen. Doch meine Pläne sollten durchkreuzt werden.

Bei meiner Rückkehr war Frau Bard ebenfalls ein Opfer der bösen Seuche geworden, das Kind aber verschwunden und Niemand konnte mir sagen, was

aus demselben geworden sei. Ich kehrte zurück und mein Verdacht fiel auf die Freiherrin und meinen Bruder. Ich glaubte, sie hätten das Kind heimlich beseitigt. Ich täuschte mich. Beide wußten von nichts und waren nur froh, die kleine Erbin vom Adlerberg verschwunden zu wissen. Da las ich eine Zeitungsanzeige, in welcher ein gewisser Meier aufgefordert wurde, sich bezüglich eines von Oskar Hörwald hinterlassenen Kindes zu melden. Mit dieser Zeitungsanzeige trat ich vor die Freiherrin und drohte ihr, der rechtmäßigen Erbin vom Adlerberg zu ihrem Recht zu verhelfen. Eine große Summe Geldes erkaufte mein Schweigen.

Von jener Zeit an erfaßte mich das Goldfieber und die Freiherrin von Breiten ward mir zur Goldquelle. Um in etwas mein begangenes Unrecht zu vergüten, nahm ich Hörwald's Gattin zu mir und pflegte sie so gut ich konnte. Sie starb nach Jahren in meinen Armen und ihre letzten Worte, die sie bei wieder erlangtem kurzen Bewußtsein an mich, den Betrüger richtete, waren heißer Dank für meine Pflege, sowie die Bitte, ihr Kind zu mir zu nehmen, im Fall es noch am Leben sei. Ich würde es an einem goldenen Kreuzchen wiedererkennen, welches sie mir auf das Genaueste beschrieb. Sie ist auf dem Matzleins-

dorfer Friedhof unter dem Namen „Allen“ begraben, während ihr Sarg auf der Adlerberger Ruine blos einen Stein enthält. Meine Geschichte ist nun zu Ende; es bleibt mir nur noch übrig zu sagen, daß meine schlechten Thaten mir keinen Segen gebracht, da es die Hand meines eigenen Bruders ist, welche sich gegen mich erhoben. Aber Gott ist gerecht, er selbst führte mich dadurch der Tochter Josefa's vom Adlerberg entgegen.

Leichenblaß und erschöpft sank der Verwundete nach diesen Worten in die Kissen zurück. Seine Erzählung hatte einen erschütternden Eindruck auf die beiden Zuhörer hervorgebracht. Ein verzweifelter Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit bemächtigte sich Breitens, während Isabella's Augen heiße Thränen entstürzten.

Breiten wandte sich endlich nach einem Augenblicke tiefen Schweigens an das junge Mädchen. Er faßte die kleine bebende Hand und mit vor Aufregung zitternder Stimme flüsterte er:

„Isabella können Sie verzeihen, jemals meiner Stiefmutter vergeben? So wahr Gott lebt, es soll Ihnen Gerechtigkeit werden.“

Mit einem unaussprechlich milden Blicke richtete sie ihre thränenschweren Augen auf den vor ihr Stehenden.

„Max von Breiten", sagte sie, „glauben Sie wirklich, ich wäre im Stande auf ein Erbtheil Ansprüche zu erheben, das meiner armen Mutter so namenloses Elend brachte? Lassen wir alles Vergangene vergessen sein, niemals werde ich den Namen Breiten mit Schande überhäufen; meine Mutter möge mir im Grabe verzeihen, daß ich sie nicht zu rächen im Stande bin!"

Tief erschüttert beugte sich der junge Mann über die kleine schmale Hand, aber sein Entschuß war dennoch gefaßt; er selbst wollte die Rechte des edlen Mädchens vertreten.

„Ihnen aber", wandte sich Isabella an den Verwundeten, „Ihnen danke ich für die Rettung meiner armen Mutter, von nun an soll die Dankbarkeit der Tochter Ihnen gewidmet sein."

„O, mein liebes Fräulein, danken Sie mir nur um Gotteswillen nicht, sondern verzeihen Sie mir lieber meinen argen Betrug. Ich kann nur sagen, was ich vorher schon sagte, daß derselbe mir keinen Segen brachte. Ich bereue aufrichtig Alles und was an mir liegt, will ich meinen Fehler gut machen, Ihnen gewiß zu Ihrem Rechte verhelfen, die wahren Verbrecher entlarven."

Abwehrend winkte Isabella mit der Hand und schluchzend warf sie sich am Bette des Verwundeten nieder.

Und sie hielt Wort. Nichts brachte sie dazu, ihre Rechte als Erbin vom Adlerberg geltend zu machen.

Nichts destoweniger hielt sich Breiten für verpflichtet, in dieser Angelegenheit handelnd einzugreifen und schon am folgenden Tage begab er sich nach Adlerberg, um seine Stiefmutter von Allem in Kenntniß zu setzen. So schwer es ihm auch fiel, der Gattin seines Vaters gegenüber in so ernster Art auftreten zu müssen, so gebot ihm doch sein Gewissen, die Angelegenheit dem Gerichte zu übergeben, damit Isabella Gerechtigkeit werde. Der persönliche Schritt bei seiner Stiefmutter sollte diese aber womöglich veranlassen, den unfehlbaren Folgen einer so schweren Anklage rechtzeitig auszuweichen.

Es war ein trüber nebliger Tag, an welchem er zum ersten Male wieder seit so langen Jahren nach Adlerberg hinüberging. Die feuchten Dünste fielen ringsum in das kaum erstandene Gras des Schloßgartens und das Schloß selbst zeigte sich seinen Blicken nur in verschwommener, unklarer, ja fast düsterer Gestalt. Er stieg die nämlichen Treppen empor, durchschritt die nämlichen langen Corridore, die er vor Jahren als heimathloser, verstoßener Sohn durcheilt. Damals verließ er diese Räume als Verbannter und heute kam er als Ankläger.

Ein Diener führte ihn in das Arbeitszimmer Adelhaide's.

Mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet, sah er die hohe, magere Gestalt seiner Stiefmutter vor dem Schreibtische sitzen, von welchem mehrere Schubladen geöffnet waren.

Sie rührte sich nicht bei seinem Eintritt. Er trat näher an sie heran, um sie zu begrüßen, aber ein Blick genügte, ihn mit einem Ausrufe des Entsetzens zurücktaumeln zu machen.

Seine Stiefmutter saß todt auf ihrem Lehnstuhle; die verglasten starren Augen stierten aus den Höhlen, während ihre rechte Hand krampfhaft ein Blatt Papier umfaßt hielt.

„Du machtest mich, Deinen Schwiegersohn, zum doppelten Mörder", las Breiten auf demselben, „ich habe Dich dafür zur Bettlerin gemacht!"

Der Tod des Gatten, das Unglück der Tochter, ihr eigenes schuldbeladenes Gewissen konnten diese Frau mit dem steinernen Herzen nicht beugen, der Verlust alles Dessen, wonach sie allein im Leben getrachtet, ließ sie zusammenbrechen. Ein Schlaganfall hatte ihrem Dasein ein rasches Ende gemacht. Wie konnte sie leben, da sie ja nur gelebt, um Schätze aufzuhäufen?

Die Diener waren auf Breiten's Schreckensruf herbeigeeilt, während dieser das verhängnißvolle Schreiben Brandt's, welches gegen die Gattin seines Vaters eine so schwere Anklage erhob, rasch verbarg. Sein Zartgefühl gebot ihm, vor der Welt wenigstens diesen Makel der Gattin seines Vaters zu beseitigen.

Alle Hilfe war vergebens; die Freiherrin war schon vor der Ankunft ihres Stiefsohnes verschieden.

Das jähe Ende Adelhaid's, die Flucht Brandt's verbreiteten sich mit rasender Schnelligkeit selbst bis in die Residenz. Die Schaaren der Gläubiger, welche durch das Verfahren Brandt's ihre Interessen bedroht sahen, eilten herbei und bald stellte es sich heraus, daß die Besitzung derart verschuldet war, daß deren Revenüen auf zwanzig Jahre verpfändet erschienen.

So kam es denn, daß diese Vorfälle mehr der Oeffentlichkeit anheim fielen, als es den Ueberlebenden angenehm war, da der über die Besitzung nothwendig gewordene Sequester mit der Erbnachfolge in nächster Beziehung stand. Das Recht Isabella's zu der Letztern war nach den vorliegenden Beweisen nicht anzuzweifeln; ihren Grundsätzen getreu verzichtete sie indessen auf die vielleicht daraus hervorgehenden Vortheile und verlangte nur von der nunmehrigen Erbin, Johanna, die Ausfolgung des lebensgroßen Bildes ihrer Mutter,

sowie jene Andenken, welche Josefa vom Adlerberg einst werth gehalten.

Trotz dieser beobachteten Rücksichten auf ihre Familie verbreiteten sich dennoch bald die abenteuerlichsten Gerüchte über die beliebte Künstlerin; wenn dieselben aber auch hier und da ein Korn Wahrheit enthielten, so gelang es doch selbst den oft spaltenlangen Besprechungen der öffentlichen Blätter nie, das Richtige zu treffen. Eines nur gelang ihnen, der fast vergötterten Künstlerin einen neuen geheimnißvollen Reiz zu verleihen.

Siebentes Kapitel.

Der Lorbeerkranz.

Zwei Jahre sind seit jener Zeit verflossen und seit fast zwölf Monaten ruht auch Martha in der stillen Gruft auf Breitenfeld, neben ihres Gatten sowie Isabella's Mutter, deren Leiche aus der Residenz hierher übertragen worden war.

Martha war in den Armen Isabella's verschieden, mit Dank auf den Lippen für die Aufopferung der Freundin, für die Liebe und Sorge des Gatten. Sie hatte bis zu ihrem letzten Augenblicke das reinste Glück genossen, ein Glück, das sie einst nie erhofft.

Isabella, welche täglich, ja stündlich sah, mit welcher liebevollen, ja aufopfernden Sorgfalt Breiten sich der Pflege der dahinschwindenden Gattin widmete, wie er mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte bemüht

war, der Leidenden Beruhigung zu geben, ihre Niedergeschlagenheit zu bannen und alle Hebel in Bewegung zu setzen, ihr Trost und Stütze zu sein, fühlte täglich mehr, wie sehr Breiten in ihrer Achtung steige und wie sehr sein Charakter das gehalten, was er einst zu werden versprochen.

Sie schien nach dem Tode der Freundin gleichsam das Bedürfniß zu fühlen, durch andere Umgebungen den mächtig auf sie einwirkenden Eindruck abzuschwächen. Sie kehrte deshalb bald hernach zu ihrem schweren Berufe zurück, gleichsam als sei es ihr Bedürfniß, durch denselben die Rückerinnerungen zu bannen, welche mächtig in ihr erwachten, mit dem Lorbeer die brennende Stirn zu kühlen und ihrem heißen Blute die Herrschaft zu entwinden durch ruhige Erkenntniß.

So finden wir sie nach längerer Abwesenheit wieder in der deutschen Residenz, Triumphe feiernd und neuen Auszeichnungen entgegengehend.

Isabella, die Kunstreiterin, sitzt in ihrem einsamen aber traulichen Zimmer, in demselben, welches einst ihre arme Mutter bewohnt. In einem Nebengemach befinden sich die Kinder der Frau Eschmüller in heiterem Spielen; die Künstlerin hat in ihrem von Glanz erfüllten Leben sich die Dankbarkeit bewahrt, welche sie an die biedere Familie fesselt, die ihr einst in trüben

Tagen so treu zur Seite gestanden und sie hatte es dahin gebracht, ein herzerfrischendes Band inniger Freundschaft um diese guten Leute zu schlingen.

Heute feiert sie ihren Geburtstag und ein glänzendes Diner, welches sie einigen Freunden gibt, soll dasselbe verherrlichen. Ein ganzer Garten von Bouquets und Kränzen schmückt das Gemach, aber ihre dunklen Augen verweilen sinnend allein auf einem Veilchenbouquet in ihrer Hand, welches Breiten ihr am Morgen gesendet. Er ist vor wenigen Tagen von einer längern Reise zurückgekehrt.

Die Gedanken der Künstlerin schienen angenehm; dazu fiel der helle Sonnenschein so lieblich und heiter in den Raum und spielte gleichsam wie zufrieden mit den schwarzen Locken Isabella's, als wolle er neidisch sie abziehen von ihrem Nachdenken und von dem Veilchenbouquet, dessen duftende zarte Blüthen ihr ganzes Sinnen in Anspruch zu nehmen schienen.

Welches sind die Gedanken, welche unsere Künstlerin beschäftigen? Welche Gefühle durchwogen ihr Inneres, daß nichts vermag sie abzuziehen von dem einen sie beschäftigenden Gegenstande?

Der Freund hatte ihr ja mit dem Bouquet zugleich geschrieben, ihr mitgetheilt, daß er im Laufe des Vormittags sie besuchen, sie nach einer Trennung von

fast einem Jahre wieder begrüßen wolle. Seine Sprache war die Sprache der Hoffnung, so leicht verständlich für Diejenigen, denen sie gilt.

„Nein, es kann, es wird nicht sein", murmelten jetzt die Lippen der Künstlerin; aber während sie so sprach breitete sich dennoch eine liebliche Morgenröthe hoffnungsvollen Erwartens über das schöne Gesicht.

Da trat ihre Kammerfrau ein.

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein, ein Herr bittet Sie besuchen zu dürfen", sagte die Dienerin, während sie die Karte des Baron Breiten der Herrin überreichte.

Weder die Worte, noch die Stimme der Sprechenden hatten etwas Liebliches oder gar Wohlklingendes, aber es schien Isabella, als ob sie nie eine größere Freude empfunden, als bei diesen wenigen Worten; ihre Augen glänzten, ihr Antlitz strahlte, ihr Pulsschlag schien zu stocken.

„Lassen Sie den Herrn Baron eintreten, er ist willkommen!" sagte sie nach einer Pause mit pochendem Herzen und schwer errungener Fassung.

Wenige Augenblicke später verdunkelte der Schatten eines Eintretenden die Schwelle. Isabella erhob die Augen und im nächsten Moment war Breiten an ihrer Seite, zu ihren Füßen.

„Isabella", sagte er in einem Tone, der vor Aufregung zitterte, „Isabella, das Schicksal hat uns einst mit harter Hand getrennt, aber unsere Herzen haben nie aufgehört, sich zu verstehen. Reden Sie zu mir, sagen Sie mir, ob ich mich täuschte, Isabella, nur ein Wort!"

Ueberwältigt stand sie da, für den Augenblick keines Wortes mächtig und eine reizende Verwirrung breitete sich über ihr Gesicht.

„Sie wissen nicht, was ich gelitten", fuhr dann Max fort, „als ich durch Oberst Alsing erfahren, daß meine Neigung zu Ihnen eine ziellose sei, daß Sie für Ihren Vetter bestimmt wären! Sie wissen nicht, welche Qualen mir später der Gedanke bereitete, Sie verheirathet zu glauben! Eine lange bange Zeit der Hoffnungslosigkeit folgte, dann sahen wir uns wieder; aber eine Andere hatte durch Gefühle inniger Freundschaft Anrechte auf mich erworben, von denen ich einst geträumt, daß Sie allein Ihnen gehören sollten! Jetzt sind die trennenden Hindernisse beseitigt, so wie einst gehört auch heute noch Ihnen mein ganzes Sein, und jetzt sagen Sie mir, Isabella, ob ich mein Herz der Hoffnung öffnen darf! Sie erröthen? Sie weinen? O, sagen Sie mir nur mit einem Worte, daß ich mich nicht getäuscht!"

Was sollen wir noch weiter hinzufügen? Ein süßes Bekenntniß wurde gegeben, tiefgefühlte Gelübde wurden ausgetauscht!

Die Verlobung des schönen Paares erweckte die mannichfachsten Empfindungen; ernste, treu gemeinte Theilnahme, sowie Neid und Mißgunst traten ihr entgegen; die sociale Stellung Breitens erlitt so manche Aenderung bei den Schwachen, welche nicht begreifen wollten, daß man eine Kunstreiterin heirathen wolle, daß eine solche einer ehrenvollen Verbindung werth sein könne.

Noch nie hatte Isabella so wenig an die Ansichten der Welt gedacht, noch nie hatte sie so wenig das qu'en dira-t-on beachtet, so wenig wie sie heute an ihre Schönheit dachte und doch schien sie nie so bezaubernd gewesen zu sein, wie an diesem glücklichen Maitage.

Sechs Monate gingen dahin, von Isabella benutzt, die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit zu treffen. Ihr Contrakt mit Monsieur Baptiste war seit wenigen Tagen abgelaufen, sie hatte ihn selbstredend nicht erneuert, trotzdem Herr Baptiste sie beschworen, ihr betheuert, sein Unternehmen werde ohne sie ruinirt sein. Lächelnd hatte Isabella den Verzweifelnden mit einer glänzenden Abschiedsvorstellung getröstet; eine Abschiedsvorstellung nicht blos seiner Gesellschaft von der deutschen Residenz,

sondern mehr noch ihr Abschied von der Künstlerlaufbahn, welche für sie so reich gewesen an Freud' und Leid, an Ruhm und Ehre, um dem erwählten Gatten zu folgen zu reinerer Freude, treu zu ihm zu halten selbst im Leide bis an's Ende.

Freudestrahlend hatte ihr Mr. Baptiste gedankt; alle Vorbereitungen wurden rasch getroffen und nun stand eine Vorstellung bevor, welche durch ihre Leistungen alles bisher Gesehene übertreffen sollte.

„Und Du willst wirklich heute noch einmal Dich Deinem einstigen Berufe widmen?" hatte Breiten sie am Morgen dieser Vorstellung zärtlich gefragt.

Sie saßen allein in dem Beiden so denkwürdig und liebgewordenen, kleinen Zimmer, in welchem Martha einst die Freundin wieder zum ersten Male nach langen Jahren begrüßt, in welchem später sich ihre Geschicke entschieden durch Breitens Werbung. Die rosenrothen Vorhänge warfen einen köstlichen Schein auf die Glücklichen und während Breiten in den Augen der Geliebten zu lesen suchte, schienen diese, ihres süßen Geheimnisses sich bewußt, gleichsam sich vor ihm zu verschleiern. Er hielt die schmale weiße Hand fest in der seinigen; diese Hand, deren Besitz er so lange erstrebt und welche nun in wenigen Wochen ihm gehören sollte für das Leben. Die Kluft, welche sie so lange

geschieden, war ausgefüllt, alle Hindernisse beseitigt; der Himmel ihrer Zukunft lachte ihnen entgegen, die Sonne ihres Glückes schien auf sie hernieder.

„Willst Du wirklich noch einmal mitwirken, muß es sein?“ hatte er zum zweiten Male gefragt.

„Baptiste bat mich so sehr, ich konnte es ihm nicht abschlagen, es ist ein Akt der Dankbarkeit von mir“, hatte Isabella wie entschuldigend entgegnet. „Es fällt ihm schwer, mich zu verlieren, schwerer mich zu ersetzen und da ich fast ihm allein meinen Ruf verdanke —“

„Nicht ihm, Theure, Dir selbst verdankst Du denselben. Dein eigenes Talent, Dein Muth hoben Dich auf diese Höhe! Was sind dagegen seine Anleitungen, sein Bemühen, Dir einen Namen zu machen? Trachtete er doch in erster Linie nur sich selbst zu nützen. Es kränkt mich fast, Dich so beharrlich an dieser letzten Idee festhalten zu sehen; man könnte ja fast glauben, es reue Dich, eine Laufbahn aufzugeben —“

„Wie Du nur so reden magst, Undankbarer“, war ihm Isabella in die Rede gefallen. „Weißt Du doch, daß mein Künstler-Ehrgeiz erstorben ist und daß ich“, fügte sie mit einem glücklichen Lächeln hinzu, „an dem Tage, als ich Dich wiedergefunden, mir gelobt, nur mit Dir und in Dir mein Glück zu suchen.“

Und sie beugte sich zu ihm, ihre Locken streiften sein Haar, während er liebevoll die zarte Gestalt umschlang und seine Lippen die ihrigen, wie den Sammt ihrer Wangen streiften.

Glückliche Zeit wahrer, keuscher Zärtlichkeit! Ihre Erinnerung versüßt so manche dornenvolle Stunde späterer Zeit, ermuthigt zu treuem Ausharren, gibt Stärke und Ausdauer im Leide!

„Ich glaube es", hatte dann Breiten zärtlich geantwortet, „ich glaube es so gern, denn ich hätte wenig zum Gatten einer nach Erfolgen strebenden Künstlerin getaugt. Bin ich doch schon jetzt auf den heutigen Abend eifersüchtig und möchte ich doch jeden Deiner Blicke, jedes Deiner Worte für mich allein in Anspruch nehmen."

„Sage das nicht, mein Freund", entgegnete Isabella geschmeichelt, „denn welches Weib fühlt sich nicht durch einen gewissen Grad von Eifersucht Dessen gewonnen, welchen sie liebt. „Sage das nicht. Unsere Neigung ist ja auf unbedingtes gegenseitiges Vertrauen begründet. Was Du von mir heute zum letzten Male siehst, thut die Künstlerin in ihrem Berufe, ohne daß ihr Herz daran Antheil hat. Von Morgen an lebt sie nur ihrem Herzen und die uns vergönnten Stunden sollen Dir reiche Entschädigung bieten für die kurze

Spanne Zeit, welche ich noch der Oeffentlichkeit angehöre."

So plauderten sie lange zusammen an diesem Sonnentage des Glücks; das Bild Josefa's vom Adlerberg schien aber auf die Beiden hernieder zu sehen und es war, als ruheten die schwarzen Augen der Mutter, so ähnlich denen Isabella's, wie segnend auf der Tochter und als ob ihre Lippen zufrieden lächelten über das Glück des Kindes.

So hatte auch einst Josefa im alten Schlosse ihrer Tante den Worten Hörwald's gelauscht, den Schwüren des jungen Mannes vertraut, in seiner Liebe nur ihr Glück gesucht!

Der Cirkus war an diesem Abende zum Erdrücken voll. Alle Welt wollte die Künstlerin zum letzten Male sehen und bewundern. Monsieur Baptiste rieb sich vergnügt die magern Hände und seine lange, hagere Gestalt schien an Höhe zu gewinnen, als er sich überzeugte, wie richtig er calculirt, wie riesig die Einnahme sein werde, welche er durch dies letzte Auftreten der Demars erziele.

Isabella sollte Almansor in der hohen Schule produciren und zum Schlusse ein hier noch nie gesehenes Forcestück ausführen, indem sie eine mehr als

fünf Fuß hohe, feste Barrière mit dem Pferde nehmen würde. Es war dies eines jener an sich schweren Reiterstücke, welches selbst dem gewandtesten, eisenherzigsten Fuchsjäger stille Bedenken zu erregen geeignet schien, das aber von Isabella trotz der sichtlichen Lebensgefahr schon mehrfach an andern Orten ausgeführt worden war. Es ist daher begreiflich, daß das nach Nervenaufregungen so begierige Publikum der großen Residenz heute mehr als sonst noch die Räume des Cirkus füllte und der Weg von den Stallungen zur Arena von der Blüthe der Sportliebhaber aller Stände versperrt war.

Die Gallerien erdröhnten vom Lachen des Publikums bei den Witzen und grotesken Körperverdrehungen der Clowns; nervöse Frauen zitterten bei den Luftsprüngen der Madame Louison und schrieen laut auf vor Entsetzen bei den gymnastischen Exercitien der Geschwister Denis; aber im Allgemeinen war doch die Aufmerksamkeit des Publikums mehr dem gedruckten Programme als der heute wahrhaft glänzenden Vorstellung zugewendet. Die Spannung wuchs von Minute zu Minute und es schien, als ob man kaum den Augenblick erwarten könne, bis die vielbewunderte Demars erscheine und die Nerven der Anwesenden in jene wohlthätige Spannung versetze, nach welcher man

lechzte. Man wußte, daß die so schöne wie kühne Reiterin jeden Augenblick erscheinen könne und die Augen Aller ruhten auf der großen Portière, welche den Eingang zu den Stallungen verdeckte.

Da ertönt endlich ein kriegerischer Marsch.

Isabella erscheint auf Almansor, dem feurigen Araber. Sie trug das Kostüm einer Andalusierin, in mattgelben von Perlen und Silbergewinden durchflochtenem Stoffe von schwerer Seide. Ein Barett mit einer Agraffe von mit Diamanten umgebenen Topasen vollendete den Anzug. Die Sattelung und Zäumung des von ihr gerittenen Goldfuchs entsprach dem Uebrigen. Die Bewegungen des kraftvollen Thieres, voll Feuer und Elasticität, erregten die Bewunderung der Kenner und theilten den Enthusiasmus zwischen Almansor und seiner Herrin, welche die hohe Schule in selten gesehener Reinheit und Präcision durchführte.

Die Reiterin war wieder mitten in der Arena angelangt und hielt nun dort das muthige, im Gebisse schäumende Thier fest in der Hand, während sie nach allen Seiten dem stürmisch applaudirenden Publikum dankte. Die Barrière wurde aufgestellt und befestigt. Eine wilde Musik ertönte vom Orchester, Almansor scharrte ungeduldig den Sand mit den Hufen und als ob er sich seiner schwierigen Aufgabe freue,

entwand sich ein leises unterdrücktes Wiehern seiner Brust.

Es war todtenstill in dem großen menschenerfüllten Raume.

Die Reiterin setzte ihr Pferd in Galopp, welcher sich verstärkte, während sie den freien Theil der Arena durchritt; jetzt erfolgte eine kaum sichtbare Hülfe — Almansor hebt sich zu kühnem Sprunge — das Reiterstück war geglückt!

Nicht enden wollender Beifallssturm durchhallte den Cirkus, während die schöne Reiterin mit blitzenden Augen und mit vor Aufregung glühenden Wangen mit der kleinen Hand schmeichelnd den Hals des treuen Pferdes streichelte und nach allen Seiten dankte, Almansor aber mit zitternden Flanken und blähenden Nüstern seine Gebieterin im Schritt durch die Arena dem Ausgange entgegentrug, wo sie der Freund erwartete.

„Gott sei Dank, daß das überstanden ist!" meinte Breiten tief aufathmend, als er hinter der zugezogenen Portière seiner Verlobten beim Aussteigen behülflich war.

Ein Druck der kleinen Hand antwortete ihm.

Das Toben und der Applaus des Publikums fand kein Ende. Die Künstlerin erschien mehrmals zu Fuße am Arme des Directors; sie dankte herzlich mit

der Hand nach rechts und links und zog sich wieder zurück.

Aber die Rücksichtslosigkeit der Massen forderte mehr, sie forderte eine Wiederholung des gefährlichen Experimentes, achtete nicht der Müdigkeit der Künstlerin, dachte nicht an Gefahr und glaubte ihr am Ende durch solches Verlangen nur den größten Beweis allgemeiner Sympathie zu geben.

Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, diese Menge in solchen Momenten der Nervenaufregung zu beobachten. Je gefährlicher eine Situation ist, desto anregender wirkt sie auf das Publikum. Der Mensch in seiner incarnirten Grausamkeit, in der fiebernden Erwartung eines ungewohnten Ereignisses, scheint das Menschliche im Menschen dann ganz zu vergessen und er achtet nicht der Gefahr wie der Ermüdung, in welcher sich ein Mitgeschöpf befindet, welches ihm dieses Schauspiel bieten soll.

Mit Abscheu sehen wir zurück auf jene Zeiten, als das römische Volk mit barbarischer Freude die blutgetränkte Arena füllte, um dem sterbenden Fechter nach empfangener Todeswunde zu applaudiren, um den wilden Thieren der Wüste zuzujubeln, unter deren Tatzen sich die Bekenner einer reineren Gotteslehre wanden, mit Entsetzen gedenken wir der Torquemadas'

und der Scheiterhaufen, Zeiten in welchen ein barbarischer Glaubenseifer sich „zur Ehre Gottes“ mit dem Fluche späterer Jahrhunderte bedeckte! Und doch, hat nicht auch unsere sich so hoher Civilisation rühmende Zeit ähnliche Beispiele aufzuweisen, die sich von jenen nur dadurch unterscheiden, daß sie deren bluttränkte Außenseite theilweise zu verhüllen verstehen?

Was sind die nervenaufregenden, blutigen Stiergefechte Spaniens Anderes, als ein grausames Schauspiel, erdacht von der Herzlosigkeit des Menschen, von der nur in unserem Geschlechte schlummernden Blutgier, Schauspiele, in denen man dem armen zu Tode gehetzten Thiere zujubelt und dem tödtlich verletzten Matador mit den brechenden Augen Verwünschungen und Flüche zuruft? Was sind die Produktionen der Thierbändiger, Kunstreiter und Akrobaten Anderes? Und wie drängt sich da das Publikum hinzu, wie sind es namentlich die Frauen, welche mit wahrer Gier sich zu derartigen Schaustellungen drängen, ohne nur im Geringsten ächter Weiblichkeit Rechnung zu tragen, ohne nur das geringste Mitgefühl zu hegen?

Wer aber von all' diesen übercivilisirten Besuchern solcher sogenannter Vergnügen würde aus Rücksichten der Menschlichkeit eine Unterbrechung des Schauspieles zugeben? Gilt es doch, die erschlafften Nerven in

Spannung zu versetzen, sei es selbst auf die Gefahr hin, ein Menschenleben zu opfern?

Dies war auch heute der Fall.

Man wußte, welcher Gefahr gegenüber sich die Reiterin wie auch das Pferd befunden und doch begnügte man sich nicht mit dem so reich von Beiden verdienten Beifalle; die Nerven waren erregt, man verlangte mehr, tobend wurde die Wiederholung des gefahrdrohenden Schauspieles verlangt! Man hatte ja sein Geld bezahlt, man hatte ein Anrecht gewonnen, sich zu amüsiren, dieses Anrecht tyrannisch durchzuführen war man entschlossen, gleichviel ob die Künstlerin wollte oder nicht, gleichviel ob dies Verlangen die Kräfte der Ausübenden überstieg oder nicht?

„Solche Leute müssen sich dadurch nur geehrt fühlen“, war der heimliche Gedanke der großen Mehrzahl der Zuschauer.

Wie verschwindend klein war leider unter diesen die Zahl der ruhig Denkenden, welche sich tapfer dem Verlangen der gleichsam von Wahnsinn bethörten Menge entgegenstemmten! Breiten bot Alles auf, seine Bekannten und Freunde in diesen Weg zu leiten, Isabella selbst aber zu bestimmen, dem unsinnigen Verlangen nicht nachzugeben. Schon hoffte er seine Braut zu einer festen Haltung gegenüber ungerechtfertiger Anfor-

derungen bestimmt zu haben; schon rechnete er auf die sich durch seine Freunde vermehrende Zahl Derjenigen, welche sich einer Wiederholung widersetzten, als im Neide und in geheimer Freundschaft seinen Gegnern Alliirte erwuchsen, welche ihm den Sieg unwiderruflich entrissen.

Man verzieh Breiten nicht, daß er der Einzige gewesen, welchen die Künstlerin öffentlich begünstigt, daß er ihr jetzt seine Hand angeboten. Seinen Einfluß zu untergraben, ihm eine Niederlage zu bereiten, hieß ja der Armseligkeit und Kleinlichkeit eine Genugthuung geben! Und diese erbärmliche Intrigue ward von Standesgenossen, von den angesehensten Sportsmen, unter Führung des Herzog von Innerberg, geleitet und leider durchgeführt.

„Ist es wahr, daß Sie uns neidisch diese kleine Bitte abschlagen wollen?"

„Hören Sie, wie die Menge ihren vergötterten Liebling stürmisch verlangt?"

„Der Lorbeer winkt, wollen Sie demselben zum letzten Male entsagen?"

So riefen die sich so eben an die Künstlerin herandrängenden Mitglieder des Jokey-Club, an seiner Spitze der Herzog von Innerberg, und die Bittenden drängten sich mehr und mehr an die Kunstrei-

terin, ihr mit tausend faden Schmeicheleien beweisend, daß es fast ihre Pflicht sei, nachzugeben.

Isabella aber erinnerte sich in diesem Momente jener Worte, welche sie einst in Bezug auf die Ackermann geschrieben.

Die Feinde Breitens wie der Künstlerin hatten einen Sieg errungen!

Auch Isabella glaubte für sich den großen Augenblick größten Triumphes gekommen, ja auch ihr winkte der Lorbeer! Ein seliges Lächeln umspielte ihre vollen Lippen, wie das Brausen der Meereswellen schlug der Ruf der Menge an ihr Ohr und mit blitzenden Augen befahl sie, Almansor wieder vorzuführen! Umsonst stemmte sich Breiten dagegen, der Ehrgeiz der Künstlerin war erwacht!

Wie schön sah sie aus, als sie nun wieder zu Pferde saß; wie heiter, wie zuversichtlich blitzten die schwarzen Augen und wie liebevoll und zärtlich blickten sie den Freund an, als sie ihm noch ein Mal die kleine Hand reichte und ihn bat, sich zu beruhigen.

„En avant, mon brave!“ rief sie dann; die Portière öffnete sich und das edle Thier, stolz auf seine schöne Bürde, betrat zum zweiten Male die Arena. Ein orkanartiger Beifallssturm begrüßte die Reiterin.

Schmetternd stimmte die Musik ein.

Gleichsam als ob sie die Kraft und Gefügigkeit ihres Pferdes prüfen wolle, durchritt Isabella mehrfach den freigelassenen Theil der Arena und zierliche Anmuth, gepaart mit männlicher Kraft ließen sie auch jetzt als vollendete Reiterin erscheinen.

Nahe vorwärts der Barrière blieb sie stehen; die blitzenden Augen hoben sich, eine leichte Hülfe und Almansor flog dahin im rasenden Galopp. Jetzt nahte er dem drohenden Hinderniß; schon hob er sich zum kräftigen entscheidenden Sprunge, da flog ein großer Lorbeerkranz — offenbar zu früh geworfen — gegen seinen Hals! Das erschreckte Pferd erhob sich fast senkrecht auf den Sprunggelenken, so daß diese fast die Erde berührten, dann folgte ein mächtiger Sprung, unterstützt durch eine entschiedene Hülfe der Reiterin — —

Ein furchtbarer Schreckensruf ertönte durch das Haus; Roß und Reiterin rollten jenseit der Barrière in den Sand!

Durch das Aufbäumen des erschreckten Pferdes hatte die Schnellkraft seiner Sprunggelenke im entscheidenden Momente versagt, die Hinterhufe streiften heftig die Barrière, das schwerverletzte Pferd stürzte vorn zusammen, schleuderte seine Reiterin vorwärts in die Arena und bedeckte dieselbe im eigenen Sturze

mit seinem Körper. — Die Aufregung im Publikum war entsetzlich; jede Ordnung war gelöst, die Arena füllte sich mit Herbeistürzenden. Die Stallmeister versuchten, die bewußtlose Reiterin von dem auf ihr liegenden Pferde zu befreien.

Breiten, schreckensbleich, war einer der Ersten gewesen bei der Unglücklichen und unter seiner Leitung trug man Isabella aus der Arena.

Der Volkszorn aber wendete sich gegen den ungeschickten Werfer des Kranzes, bedachte aber nicht, daß das Verlangen nach Wiederholung der Forcetour die erste Veranlassung zu dem Unglücksfalle gewesen.

Die Vorstellung war zu Ende, doch dachte Niemand an's Fortgehen. Sowie man vorher getobt, um die Künstlerin zu neuem Ritt zu veranlassen, so verlangte man jetzt ungestüm Nachricht über ihr Befinden.

Isabella schlug die Augen auf. Man hatte sie in ihr Ankleidekabinet getragen, wo sie jetzt in Breitens Armen auf dem Divan lag. Doctor Mohn, der Hausarzt, stand zur Seite. Ein mattes und doch seliges Lächeln überflog ihre bleichen Züge, als sie den Freund so besorgt an ihrer Seite knieend sah und sie tröstete ihn mit leiser Stimme, sich nicht zu ängstigen, sie spüre keinen Schmerz.

Doctor Mohn, welcher sie untersuchte, fand keine

äußere Verletzung, doch ruhte sein Auge lange und forschend auf ihren Zügen, während der Ausdruck seiner Physiognomie ein immer ernsterer wurde.

Man theilte dem aufgeregten Publikum mit, daß die Künstlerin nicht verletzt sei, daß sie der Sturz nur bewußtlos gemacht und das große, leichtgläubige Kind ging beruhigt nach Hause, um eine neue Nervenaufregung reicher.

Isabella wurde in ihre Wohnung gebracht.

„Doctor Mohn, es ist doch keine Gefahr?“ fragte dort angelangt Breiten den mit ernster Miene anordnenden Arzt und Breiten's ganzes Herz lag in dieser Frage.

„Das steht in Gottes Hand!“ antwortete Mohn in fast weichem Tone.

Achtes Kapitel.

Sylvester.

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu. Alle Träume, alle Wünsche, welche während desselben die Menschenbrust beengt, ob erfüllt oder unerfüllt, wälzten sich hinüber mit aller Lust und Last in das junge, kommende Jahr.

Was wird es bringen? Wird es reicher sein an Freuden als das verflossene, oder, diesem gleich, nur Enttäuschungen bieten?

So fragen sich Tausende in den letzten Stunden eines ablaufenden Jahres und ein banger Schauer durchrieselt die Menschenbrust; bebt doch die Mehrzahl der Sterblichen vor dem Unbestimmten, Geheimnißvollen zurück. Aber eben deshalb feiert der Mensch so gern mit Jubel den Uebertritt in ein neues Jahr, gleichsam

um alles Trübe von sich abzuschütteln, der bangen Furcht Herr zu werden vor dem Kommenden!

Sylvester! Die Gläser klingen, die Augen leuchten und der Mund lächelt beim fröhlichen Rufe: „Neujahr!“ Derselbe Mund, der vielleicht grade in diesem Jahre sich für immer schließt, scherzt und lacht; dieselbe Hand, welche vielleicht in diesem Jahre für ewig erkaltet, führt den perlenden Schaumwein der Freude sorglos zu den Lippen.

„Prosit Neujahr!“ ertönt es mit aller Hoffnung und Zuversicht und wenige Monde nur reichen hin, alle Hoffnungsblüthen im Keime zu knicken.

Der Unglückliche erwartet eine günstige Schicksalswendung, der Glückliche neue günstige Erfolge und die Tage vergehen, die Jahre schwinden wie Woge sich auf Woge stürzt, um unaufhaltsam weiter zu eilen, der Ewigkeit entgegen.

Der Lebenslauf der Menschen verinnt und „Sylvester“ tönt es nach Jahren und abermals Jahren in wechselnden Generationen, nur Eines besteht: die Beständigkeit im Wechsel!

„Sylvester!“ sagt auch leise und mit ernstem Blicke Frau Eschmüller zu sich selbst, als sie an diesem Abende am geschlossenen Fenster ihrer Wohnung steht und hinausblickt auf die bereits von Gaslaternen hell

erleuchtete Straße, welche in ihrem Scheine das vor dem Hause tief gestreute Stroh beleuchten, das für die Schwerkranke oben im ersten Stockwerk gelegt worden, um das Rasseln der Wagen auf der hartgefrorenen Straße abzuschwächen.

Sie faltet die Hände und Thränen rinnen ihr dabei über die Wangen.

Im ganzen Hause ist eigenthümlich stille, selbst die Kinder Frau Eschmüllers, Elsbeth und Franz, zeigen sich nur flüsternd die Bilder in einem großen Buche.

Da öffnet sich die Thüre; Doktor Mohn tritt ein. Lebhaft geht Frau Euphrosina ihm entgegen.

„Wie geht es oben?" fragte sie ängstlich.

„Besser; die Kranke schläft jetzt, aber es wäre gut, wenn sie hinaufgingen, ich komme in einer Stunde wieder."

Der Arzt sagt dies in theilnehmendem Tone. Er besitzt jene weiche, milde Stimme, die jeder Arzt haben sollte, jene Stimme, welche zum Herzen dringt, dem Patienten Muth verleiht und dessen Angehörige tröstet. Schon längst ist er ein gesuchter Arzt.

Frau Eschmüller geht nach seinem Hinweggehen rasch die Treppe hinauf, in Isabella's Wohnung.

Dort liegt die Künstlerin seit drei Tagen zu Bette und Breiten weicht kaum von ihrem Lager. Bis zu

jener Zeit hat sich Isabella wunderbar aufrecht erhalten und mit der Eigenthümlichkeit, welche Brustleidenden gewöhnlich eigen, stets behauptet, ihr fehle nichts. Aber in dem Glanz der sammtschwarzen Augen, der Durchsichtigkeit der charakteristischen Wangenblüthe, mußte jeder Erfahrene den Keim einer schleichenden Krankheit in ihr entdecken. Mohn hatte bei ihrem Sturze vom Pferde nicht mit Unrecht es als ein böses Wahrzeichen angesehen, daß keine äußere Verletzung vorhanden gewesen war.

Seit ihrer Krankheit kannte Breiten nur einen Zweck, den, das theuere Leben des geliebten Weibes zu erhalten. Er hatte die Hochzeit beschleunigt und schon in den nächsten Tagen sollte sie stattfinden.

Isabella war während der letzten Stunden in tiefen Schlaf verfallen; Breiten saß an ihrem Lager. Die Vergangenheit drang in jenem Augenblicke mächtig auf ihn ein mit den letzten Stunden des alten Jahres. Er gedachte jenes Sylvesters wieder, an welchem er zu Karnstein Isabella auf der Höhe ihres Glückes verlassen hatte und jetzt; war diese abgezehrte Gestalt mit den fiebernden Wangen denn wirklich die stolze, die glückliche, vielumworbene Künstlerin? Wie plötzlich, wie furchtbar plötzlich war Alles eingetreten!

„Hoffen wir das Beste“, hatte Mohn vor seinem

Hinweggehen zu ihm gesagt, „noch ist nicht alle Hoffnung auf Genesung aufzugeben“, und Breiten klammerte sich an diese Worte des Arztes, wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm klammert.

„Elsbeth“, sagte unten im Zimmer der kleine dicke Franz zu seiner Schwester, indem er in seinem Bilderbuch auf das schlafende Dornröschen im verzauberten Schlosse wies.

„Das Dornröschen hier gleicht unserer Bella oben, findest Du nicht auch?“

„Nein, Franz, denn Dornröschen hier ist gesund, wohingegen Isabella oben krank, recht krank ist.“

„Aber Breiten knieete doch früher gerade so an ihrem Bette, wie es hier der Mann mit dem Federhut am Bette Dornröschens thut, und sie hatte ebenso die Augen geschlossen wie Bella und Du sagst ja, daß der Ritter hier das Dornröschen wieder erwecken wird zu einem neuen Leben, kann denn da Isabella nicht eben so wieder gesund werden?“

Elsbeth schüttelte altklug das Köpfchen.

„Weißt Du, Franz“, meinte sie flüsternd, „was Babi gestern zu mir sagte?“

„Nun, was denn, Elsbeth?“

„Daß Bella oben vermuthlich nie mehr gesund wird.“

„Was weiß denn die dumme Babi? War ich

denn nicht auch schon krank und bin doch wieder gesund geworden. Isabella hat uns ja erst gestern zu ihrem Hochzeitstage Lebkuchen und Torten in Menge versprochen und übermorgen soll sie ja schon heirathen! Wie soll sie da nicht gesund werden?“

„Pfui, Franz, wie kannst Du jetzt an Lebkuchen und Torten denken“, meinte ärgerlich das gefühlvollere kleine Mädchen, welches mit rührender Zärtlichkeit der Künstlerin ergeben war und sie gleich einer Schwester liebte. „Die arme Isabella wird am Ende gar sterben!“

„Sterben?“ antwortete Franz und vergaß auch Lebkuchen und Torte.

„Ja, Franz, und dann tragen sie sie hinaus in einem Sarge, wie gestern den todten Wirth von drüben“, sagte weinend Elsbeth.

„Aber der Wirth war ja alt, hatte ganz weiße Haare und Bella ist jung“, meinte der kleine Ungläubige „und dann, warum weinst Du deshalb, Elsbeth? Ist denn das nicht etwas Schönes, wenn man so begraben wird mit den vielen Lichtern, der Musik und den vielen schönen Blumen?“

„Das schon Franz“, antwortete Elsbeth, „aber! Ich will Dir etwas sagen, hörst Du, Du darfst mich aber bei der Mutter nicht verrathen.“

Der kleine Bursche schüttelte verneinend den Kopf, und sah erwartungsvoll zu der klugen Schwester empor, welche mit wichtiger Miene sich zu ihm beugte.

„Weißt Du, Franz, in der Schule bei uns da haben sie viel von dem todten Wirth gesprochen, und da bin ich neugierig geworden und bin mit Kaufmanns Lise hinüber in die Stube zum todten Wirth gegangen. Es war gerade Niemand im Zimmer außer uns, und Lise meinte, ich solle den Wirth anfühlen, vielleicht würde er dann lebendig, und das habe ich denn auch gethan. Aber, Franz, der todte Wirth war eiskalt, viel kälter als ein Frosch und ganz gelb im Gesicht und den Mund hatte er offen, als wollte er sprechen und trotz der vielen Blumen und Lichter war er so garstig, daß ich mich zu fürchten anfing und davonlief und seit der Zeit gefallen mir die todten Leut' nimmer."

„Und da meinst Du, Isabella würde dann auch so aussehen?" fragte ängstlich der Knabe.

„Ich glaube wohl, Franz!"

„Aber Elsbeth, das wäre ja schrecklich!"

Und der kleine Bursche schmiegte sich an seine Schwester und die hellen Thränen rannen ihm über die frischen Backen und Caligula und Nero kamen herbei zu den geängstigten Kindern und legten ihre

feuchten Schnauzen in die dicht in einander geschmiegten Händchen, als wollten sie die Kleinen trösten.

Herr Eusebius trat ins Zimmer, heimgekehrt von einem Ausgange. Die Kinder flüchteten zu ihm und bestürmten ihn mit Fragen um die Kranke oben. Er beschwichtigte sie mit milden Worten und legte sie dann zu Bette, denn Euphrosina war noch immer bei der Kranken, welche sie sorgsam überwachte.

Die Uhr auf der Pendüle schlug die zehnte Stunde. Die Kranke erwachte nach langem stärkenden Schlummer.

„Mein theuerer, geliebter Freund“, sagte sie matt und legte ihre schmale Hand in die Breitens, „wie sorgst und ängstigst Du Dich um mich. Mir ist ja doch jetzt viel wohler und ich glaube, bis übermorgen bin ich wieder ganz gesund. Dann wollen wir nach unserer Trauung nach Breitenfeld und dort — glücklich sein.“

„Ja, meine geliebte Isabella, das wollen wir“, sprach er und beugte sich herab über die schneeweiße magere Hand und Thränen fielen aus seinen Augen auf dieselbe.

„Du weinst, theurer Freund? Warum das?“ sagte sie, sich im Bette aufrichtend und blickte ihn an mit einem Lächeln bemitleidender Liebe. „Weine nicht, es wird ja Alles gut werden; hat der Schöpfer uns denn

nicht wunderbar nach langen Leiden wieder zusammengeführt? Du bist so gütig gegen mich gewesen, mein theurer Freund, Gott segne Dich dafür! Und auch Du, Mutter Euphrosina", wandte sie sich an Jene, welche mit einer Arznei an ihr Bett trat; „Du warst mir seit Jahren eine treue Rathgeberin und Freundin, o, wie glücklich bin ich doch, Menschen gefunden zu haben, die mich so lieben!"

Sie nahm dann die Arznei und sank zurück in die Kissen, von Neuem in Schlaf verfallend. Doch dieses Mal währte derselbe nicht lange, die Kranke erwachte bald wieder. Sie richtete sich abermals auf im Bette, den Blick auf Breiten gerichtet. Etwas Starres, Angstvolles leuchtete aus den Augen, welche einst alle Welt bezaubert.

„Hört, wie Almansor keucht", flüsterte sie, „das arme Thier — es setzt zum Sprunge an — ach! — der Lorbeer! — Er ruft — ich komme!"

„Isabella, um Gottes Barmherzigkeit willen, was ist Dir?" rief Breiten tödtlich erschrocken und fing die kraftlos zurücksinkende Gestalt in seinen Armen auf.

„Geschwind nach dem Arzte", rief er der herbeieilenden Eschmüller zu, welche seinen Befehl in fliegender Hast dem Kammermädchen mittheilte und sodann ans Krankenlager zurückeilte.

Isabella's bleiche Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiße. Angstvoll klammerte sie sich an Breiten.

„Max, wo bist Du, ich sehe Dich nicht!" rief sie wildaufzuckend.

„Hülfe — Luft — ich ersticke Max!"

„Isabella, mein theures Mädchen, ich bin ja hier bei Dir", rief Breiten entsetzt.

Frau Euphrosina eilte nach Essig und Wasser, besprengte damit das Gesicht der Leidenden, deren Haupt auf Breitens Brust lag.

„'s ist blos eine Ohnmacht, fürchten Sie nichts", meinte sie beruhigend.

Isabella schlug nochmals die Augen nach wenigen Sekunden auf und Breiten seufzte erleichtert.

„Verlasse mich nicht, Max, mir ist sehr unwohl!"

Das waren die letzten, deutlich gesprochenen Worte, es war das letzte Aufflackern der erlöschenden Lebenslampe. Wie eine gelbe Maske legte es sich über die schönen Gesichtszüge, der Blick der Augen suchte vergebens nach dem geliebten Antlitz, das sich über sie beugte, ihre Lippen bewegten sich, der Körper ward schwerer.

„Heiliger Gott! das ist keine Ohnmacht, der Arzt mein Gott, sie stirbt!" rief Breiten in wahnsinnigem Schmerz und umfaßte das theure Weib in leidenschaft-

licher Angst, als wolle er durch die Kraft seiner Liebe das entfliehende Leben zurückhalten. Aber das Gesicht Isabella's ward länger, die prächtigen schwarzen Augen umflorten sich, das Kinn fiel herab, noch ein letztes Aufröcheln — und Alles war vorüber!

Isabella, die Künstlerin war todt, der Lorbeer hatte sie getödtet. Breiten warf sich schluchzend über die Leiche. Vom nahen Kirchthurm aber schlug es in zwölf mächtigen Schlägen die Mitternachtsstunde! Das alte Jahr war vollendet, mit ihm, einem leuchtenden Meteor gleich, das Leben der Künstlerin erloschen.

Das Schicksal hatte durch den Tod die letzte Hand auf eine Verbindung gelegt, welche solange zu verhindern es verstanden.

So hatte das alte Jahr geendet, das Neue begonnen und „Prosit Neujahr" ertönte es herauf von der Straße, aus dem Munde jubelnder heimkehrender Neujahrszecher, in schneidendem Contraste zu der stillen Todten da oben.

Nach zwei Tagen trugen sie die bleiche Künstlerin hinaus, um sie in die kühle Erde zu betten und nach Jahr und Tag war die Gefeierte vergessen. Nur in einem Herzen lebte sie fort, in jenem Breitens.

Schluß.

Wir sind nun am Ende unserer, dem Leben entnommenen Erzählung. Dank Euch, meine freundlichen Leser, die Ihr mir bis hierher gefolgt. Der Abschluß ist ein solcher, wie er wohl seltener in Romanen, desto häufiger aber im wirklichen Leben vorkommt und unsere Aufgabe war es, zu beweisen, daß oft die reichbegabtesten Menschen zu keinem reinen Glücke geboren sind, daß ihr Schicksalsstern nur zu oft, in seltsamer Verkettung früherer, von Andern begangener Fehler, trübe auf sie herniederscheint. Unsere Erzählung enthält, wie so oft im Leben, den scheinbaren Sieg des Bösen, Grundsatzlosen, denn Theobald Alsing schwelgt im Ueberfluß, Johanna Brandt in scheinbarem Glücke, wohingegen Breiten als einsamer Wanderer, nur seiner Kunst sich widmend, lebt. Aber wer vermag zu sagen, ob Alsing jene wahre Ruhe in sich trägt, welche zu ächtem Glücke erforderlich ist? Wer vermag mit Bestimmtheit zu versichern, daß nicht unter der geputzten, geschminkten, hohläugigen Hülle Johanna's ihr Herz in marternder Pein schlägt? In rastloser Unruhe jagt sie von einem Spiel- und Vergnügungsorte zum andern und auf den ersten Blick erkennt man in ihr eine jener armen, rettungslos Verlorenen, die durch Flittergold

ihre marternde Unzufriedenheit mit sich selbst zu verbergen trachten. Ihr Mann starb im größten Elend in einem Armenhause zu New-York, nachdem er sein gestohlenes Gut verspielt hatte. Sein Bruder ist von seinen Wunden genesen und hat auf Breitenfeld eine dauernde Versorgung gefunden; das Eschmüller'sche Ehepaar lebt nach wie vor in Liebe und Eintracht und die einzige, trübe Wolke ihres einfachen Lebens ist Isabella's früher Tod.

Was aber ihn betrifft, den schwergeprüften Mann, dessen Schicksale wir uns bemühten, Euch vor Augen zu führen, so wundert Euch nun nicht mehr, Ihr freundlichen Leser dieser Erzählung, wenn Ihr in den Gemälden, welche er in seinem Schöpfungsdrange schafft, den tief schwermüthigen Zug vorfindet, der peinlichen Kritikern schon so oft zum Gegenstande des Tadels geworden ist. Ihr wißt nun, warum diese Schwermuth ihn beseelt, denn ist er auch mit den Jahren ruhiger, gefaßter geworden, umspielt sogar auch zeitweise wieder ein heiteres Lächeln seinen Mund, Isabella, die Kunstreiterin, hat er nicht vergessen.

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Seyssel d'Aix, Camilla,

Die Kunstreiterin Roman

Bd.: 3. Band

Leipzig 1873